Doktorsfahrten

von gestern und von heute

von Max Nassauer

COUNTWAY LIBRARY
HC 2PGM 8

Ferdinand Enke in Stuttgart

5

BOSTON MEDICAL
NOV 17 1964
LIBRARY
t.5909

Doktorsfahrten

von gestern und von heute

Max Nassauer

Doktorsfahrten

von gestern und von heute

Ärztliches und Menschliches

Dritte vermehrte Auflage

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart

1926

Umschlagzeichnung von Jacob Nußbaum

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Zur Neuausgabe

Das Doktorspferd ist ausgestorben. Es ist tot. Die Ärzte sind selbst an den Karren gespannt und müssen ihr Eigenschicksal und das des gesamten Volkes mühselig ziehen. Oder sie fahren auf dem Rade oder Motorrade oder, wenn es hochkommt, im Auto ihre beschwerliche Straße. Der neue und junge Arzt wird mit Wehmut und mit leisem Staunen von dem alten Doktorsrapperl lesen. Die Doktorsfahrten von gestern.

Auf dem rasenden Motorrad werden ihm neue Gedanken, von anderem Tempo, erstehen. Von diesem neuen Tempo einer anderen Zeit sollen die neuen Stimmungen Kunde geben: Die Doktorsfahrten von heute.

Aber, wie auch immer das Schicksal den Arzt durch das Leben treibt ... für und für wird der Mensch in ihm seine Geltung haben. Und immer soll der Mensch aus dem Arzte sprechen! Und die Hoffnung auf eine neue, gute Zeit: Doktorsfahrten von morgen!

München 1926.

Max Nassauer.

Inhalt

Der Doktor und sein Doktorsgaul 1
Der kluge Doktorsgaul 4
Der Millionenbauer 11
Wie ein Dichter stirbt 18
Die warme Suppe 24
Der blaue Bleistift 27
Und der Bieber ist tot 29
Das ist die Welt des Herrn 35
Der dankbare Italiener 38
Der Dorfseiler 46
Das ist die Welt der Knechte 51
Die projektierte Eisenbahn 64
Die geleimte Zehe des Herrn Amtsrichters 73
Die Laubfrösche im Darme des Katers 81
Die Fliegen 84
Der Nekrolog 93
Die Pest 100

Wandlung

Der Todeszug der Pferde 107
Das hohe Lied vom Arzte 116
Heilig sind die Frauen! 118
Die Frau mit ihrem Kinde 122
Die Frau ohne Kind 125
Die Frau und das tote Kind 131
Das Märchen vom toten Vater 138
Das Büble 140
Wenn man in den Himmel kommt 147
Der Mund 156
Das verzerrte Kreuz 166

Der Doktor und sein Doktorsgaul

Zum Geleit

Der Doktor und sein Doktorsgaul", so wollte ich das Büchlein nennen. Denn nicht in einer Karosse fährt er daher, die bespannt ist mit hochmütigen Rossen, silbergeschirrbehangen. Man kann sie durch die hochmütige, unruhige Stadt stolzieren sehen, wie sie sich umsehen nach den Menschen, ob man sie auch gehörig anstaunt und bewundert: die stolzen, schön gekämmten Pferde, die prunkende Karosse, den aufgeblasenen Kutscher und den, der in dem Wagen sitzt. Und sie alle kommen nicht zum Nachdenken, nicht zu sich selbst.

Nein, der Mann, der im alten, behäbigen, vielgeflickten Wägelchen sitzt, das der alte, vielgeflickte Gaul dahinzieht über die weiten Felder, denen niemand nachsieht, als nur die Bäume und die Vögel auf dem Felde und der Kirchturm aus der Ferne, und vor dem nur hie und da ein vorübergehender Bauer oder ein einsamer Wanderer den Hut zieht, der soll in diesem einsamen Büchlein mit euch plaudern.

Die Abendstimmung in weiter Flur, das Einschlafen der Berge und Seen, die dir so viel erzählten tagsüber, und das stimmungsvolle „Gute Nacht" der weiten lautlosen Luft mit den tausend lautlosen, weiten heraufsteigenden Gedanken nach all dem tagsüber Geschauten und Erlebten — ein Hauch von all dem soll euch erstehen.

„Der Doktor und sein Doktorsgaul." Aber ich habe diesen Titel wieder aufgegeben. Es gibt so viele Menschen, die sich lieber an lustigen Abenteuern und guten und schlechten Scherzen erfreuen wollen, so viele Menschen, die lieber in den Zirkus gehen, als solche, welche gern den Kaminfunken zusehen in den einsamen Dämmerstunden. Und diese Leute könnten sich für betrogen halten, wenn sie statt eines erwarteten possierlichen Doktorsgauls, statt lustiger Sprünge durch den Feuerreif, meinen

guten alten Gaul erblicken in diesem Büchlein. Und um Gotteswillen möchte ich diese guten Leute nicht erzürnen! Ich bin das auch dem Andenken meines treuen Freundes schuldig. Aber in dieses Vorwort will ich den Titel doch setzen, den ich vorhatte, den Mollton meiner ärztlichen und menschlichen Stimmungen.

Der Doktorsgaul ist ein unzertrennlicher Begleiter für den Doktor auf seinen Wegen. Ohne seinen Gaul ist er überhaupt kein richtiger Doktor. Ohne seinen Gaul marschiert er stumpfsinnig, wie ein Handwerker, übers Land. Wie ein Handwerker in seinem Fach geht er zu seinen Kranken, und seine Arbeit bei diesen ist auch ein schlechtes Handwerk, kein Meisterstück. Aber wenn er mit seinem klugen, bedächtigen Doktorsgaul dahinfährt, wenn seine Beine ausruhen im Wagen, sein Kopf nicht denken braucht des Weges, den er gehen muß, — denn das tut alles der Doktorsgaul für ihn, — dann spielt sein Geist tausend Gedanken und spiegelt all das wieder, was das Auge geschaut. —

Bin gar oft mit meinem alten Rapperl draußen durchs Land gefahren, durchs Gebirge und auch anderswo. Es hat mich geführt; es hat Halt gemacht, wo es wollte; es hat mich umgeworfen, wenn es wollte. So ging's auch mit meinen Gedanken.

Da ich kein Rapperl mehr zu eigen habe — denn es ist tot —, sind meine Gedanken zum Doktorsgaul geworden. Das Rapperl hat, wie du später lesen wirst, Selbstmord verübt, als es einen betrunkenen Postillon fahren sollte. Aber das Rapperl ist mir treu geblieben. Wenn ich zu Fuß über Land marschiert bin, wenn ich in die Bauernhütten getreten bin, und wenn ich dann wieder heimwärts gegangen bin, stundenlang, einsam durch die stille Natur, da waren meine Gedanken über das Geschaute, über das Erlebte, mein getreues Rapperl. Und wenn ich zu Hause saß, dort auf dem Lande, und wenn ich zu Hause sitze, nun hier in der Stadt, allein in meinem Stübchen, die Lampe vor mir auf dem Schreibtisch, abends nach getaner Arbeit, dann tauchen vor mir auf die alten Erlebnisse, draußen im kleinen Land und allüberall, ernste und auch heitere Gedanken.

Der ist kein Doktor, kein richtiger Doktor, der

nicht sein treues kluges Rapperl hat. Der wird auch keinen Kranken heilen, der da kommt und geht, anschaut und aufschreibt, und schneidet ... niemals. Nur der ist ein Doktor für des Menschen Leib und Herz, dem ein treues stilles Leben nebenhergeht. Das Leben, das still und lautlos neben uns hergeht, das ist das Gemüt, die Empfindung. Sie muß den Arzt begleiten, muß ihn fahren über Land und Feld, muß ihn Halt machen lassen, ohne daß er mit dem Verstande will, vor den Häusern der Kranken, vor den Gärten mit den Schneeglocken, vor dem Wirtshaus auch, damit der Doktor hineingehe mit seinem Verstand. Dann wird es ihn schon wieder hinausführen und heimwärts fahren, den Doktor mit seinen Gedanken. Und deucht dich dein Verstand einmal zu klug und will Fesseln anlegen dem Gemüt, das in deinem klopfenden Herzen wohnt, und du willst es ziehen nach deinem Verstande, dann haut das Rapperl wohl auch mal aus und schlägt dir die Deichsel zusammen an deinem Wagen, daß du ratlos dastehst mit deinem Wagen und deinem Verstand. Das kannst du alles lesen.

Mein Rapperl ist tot. Wenigstens das alte, kluge Rapperl aus dem Poststalle im Gebirgsdorfe, das mich oft gefahren. Aber nur das wirkliche Rapperl ist tot; im Herzen blüht mir sein Empfinden und wird mir blühen und soll mir blühen, bis an meines Lebens und Denkens Ende: denn ich bin ein Arzt. Und ein jeder kann dem Arzte lauschen!

Der kluge Doktorsgaul

Wie klug ein alter Doktorsgaul auf dem Lande ist, das kann man gar nicht sagen. So ein Gaul kennt den Ort, in dem er wohnt, und die Umgebung auf ein paar Stunden im Umkreis und die Straßen und Wege vorzüglich. Er kennt die Wege, die g u t sind. Er kennt die Graben, in die er samt dem Wagen hineinfallen kann, und die Ecken, um welche er langsam laufen muß, um nicht eine Henne oder einen Menschen oder einen Dorfhund zu überfahren. Er kennt die Eckſteine in den Dorfstraßen und die Wirtshäuser, vor denen er einfach anhält. Er weiß auch genau, wo er schnell laufen darf und wo er langsam laufen muß. Er kennt jeden Bauern in der Umgegend und jeden anderen Gaul weit und breit. Aber erkennt auch jeden Kranken und weiß, ob es heute eilt, zum Kranken zu kommen, oder ob es ihm schon besser geht und er langsam laufen darf. Er kennt auch des Pfarrers Gaul. Dieser ist ein Konkurrent von ihm. Er weiß, daß er fürchterlich laufen muß, wenn dieser auch unterwegs ist und ihm begegnet. Denn er und sein Herr, der Doktor, müssen vor dem Pfarrer ankommen. Denn je nachdem: kommt der Pfarrer eher an, dann muß der Doktor oft eine schauerlich lange Zeit warten, bis er den Kranken sehen kann. Und da ist dieser bisweilen gestorben. Kommt er aber eher an, dann ist es besser. Für den Doktor, weil er nicht so lange warten muß; für ihn, den Gaul, aus dem gleichen Grunde, und zuweilen für den Kranken: weil eben der Doktor zuerst da ist! Und der Doktor ist doch zum L e b e n da, der Pfarrer aber zum Sterben. Manchmal aber stirbt der Kranke auch, wenn der Doktor vor dem Pfarrer dagewesen ist. . . .

Das weiß ein Doktorsgaul alles. Gewöhnlich ist's schon ein alter Gaul. Knochig und stark. Da der Doktor auf der Universität keine Zeit, keine Gelegenheit und keine Lust zum Kutschieren hatte, so muß er als

Feld-, Wald- und Wiesenarzt später einen Gaul haben, der einige Kenntnisse besitzt und den Doktor führt und fährt. Da kommt es aber schließlich so weit, daß sich der Doktor nur in den Wagen zu setzen braucht und zu Hause den Ort nennt, wohin er fährt. Dann könnte er ruhig schlafen oder lesen oder träumen: der Gaul fährt ihn schon den richtigen Weg, ganz allein, und wenn er auch noch den Namen des Kranken gehört hat, so hält er vor dessen Haus im anderen Ort einfach still und dreht den Kopf nach hinten: Da sind wir!

Ich war auch einmal in einem solchen Wagen. Als ganz, ganz junger Arzt. Als ich das Rapperl zum ersten Male anschirren ließ, schaute es mich groß an. Denn es kannte mich nicht. Ich roch wohl nicht nach Land und Heu. Es verachtete mich; das merkte ich gleich. Sein Herr war auf Wochen abwesend. Ich vertrat ihn.

Also ich setzte mich kühn in den Wagen und nahm die Zügel in die Hand. Mein Lebtag war ich noch nicht so allein in die unbekannte Welt hineingefahren. Aber es ging famos. Das Rapperl zog gut. Es lief die Landstraße hinaus; wo es bergauf ging, langsam; bergab etwas schneller. Durch ein Dorf lief der Gaul den Weg so, daß wir nicht am Randstein anstießen; da zog er mich einfach nach links; wenn er dann auf einmal nach rechts abbog, fand ich bald die Erklärung in einer links liegenden Mistgrube. Die Bauern unterwegs grüßte er mit einem stolzen Nicken, und er sagte ihnen, daß er einen neuen Herrn fahre. Wir kamen auch wieder heim, gesund und munter, alle zwei, und waren recht zufrieden miteinander. Das war unsere erste Ausfahrt.

Nach ein paar Tagen ging's wieder fort. Nun hatte ich schon mehr Courage, zog die Zügel bisweilen an und trieb das gemütliche Rapperl zu etwas schnellerer Fahrt. Da war der Gaul anfangs hoch verwundert und ging ein wenig schneller, vor lauter Staunen und Verwunderung. Bald aber hatte er sein Gleichgewicht wieder gefunden und sich die Sache anders überlegt. Er trabte gemütlich seinen Trab, wie er ihn eben gewöhnt war. Nun, auf dem Lande zügelt man seine Ungeduld in jeder Beziehung. Man *geht* langsamer, man *ißt* langsamer, man *denkt* langsamer, man *liebt* langsamer. Doch das letztere ist nur Theorie.

Ich hatte keine Gelegenheit zu eigener Erfahrung. Also gut, fahren wir langsamer, Herr Gaul. Durch ein Dorf wollte ich einen anderen Weg fahren. Ich wollte abschneiden, links, ein wenig über einen Hügel. Er aber wollte nicht — wozu sich bergauf anstrengen — und er behielt auch recht. Denn wir fuhren den Hügel einfach nicht, sondern unten herum. Er wollte eben nicht. Übrigens hat er recht gehabt, der Gaul.

Geärgert hat es ihn aber doch, daß ich es besser wissen wollte, und nun wollte er es mir mal zeigen, er, der erfahrene Kluge, mir dem unerfahrenen Dummen. Es war recht kalt bei der Heimfahrt. Da wollte ich ein bißchen schneller fahren. Er tat es denn auch. Wahrscheinlich, weil ihn ebenfalls fror. Ich mochte noch etwa eine Stunde von unserem Dorfe sein. Da hörte ich hinter mir auf der schmalen Landstraße ein anderes Fuhrwerk. Da mein Rapperl nicht schneller fuhr, wußte ich sicher, daß es nicht der Herr Pfarrer war. Umsehen aber konnte ich nicht, weil das Wagendach vorgeschlagen war. Mein Gaul ging nun so langsam, daß ich einsah, der andere hinter mir wird uns vorfahren. Meine medizinischen Kenntnisse zusammennehmend, nahm ich an, daß er links vorfahren will, ich also nach rechts ausweichen müsse. Denn die Landstraße war recht schmal. Rechts aber war ein Graben und über den Graben hingen Sträucher herab mit Dornen. Sie mußten des Rapperls Kopf streifen. Darum wollte er wohl auch nicht nach rechts. Oder in seinem Doktorsgaulsdünkel schien ihm die Mitte der Straße gerade gut genug für seine Person und sein Gespann. Ich selbst war bescheidener. Darum zog ich immer mehr am rechten Zügel: das Rapperl trabte weiter mitten auf der Landstraße. Wahrscheinlich dachte es, es sei schon weit genug rechts und der da hinten, dessen schmalen Wagen es kannte, könne ganz gut vorbeifahren, ohne daß er, der stolze Doktorsgaul, sich von den Dornen der Sträucher brauche stechen zu lassen. Das glaubte er, wie mir nachträglich schien, und er ging einfach nicht nach rechts.

Nun bekam ich etwas Angst. Lachen Sie nicht, der Sie schon einen Viererzug gelenkt haben! Ich bekam Angst. Das Geräusch hinter mir kam immer näher und ich glaubte, der Wagen könnte nicht an mir vorbeikommen. Ich zerrte darum ganz fürchterlich mit dem rechten Zügel.

Das aber behagte meinem Rapperl gar nicht. Es warf den Kopf zurück und zog noch langsamer, ganz gemächlich, wie zum Hohne. Nun ergriff ich die Peitsche und zog dem alten Kerl eine über. Da, da schaut das Rapperl an! Was tut es! Es bleibt einfach mitten auf der Landstraße stehen, haut auf einmal mit beiden Hinterfüßen aufs Schutzblech für meine Beine, haut die Deichsel entzwei und die Stränge und steht dann ganz still. „So, da hast du die Bescherung," das hörte ich es ganz deutlich sagen.

Ja, nun hatte ich die Bescherung. Nun stand ich mitten auf der Landstraße. Weit und breit kein Mensch. Nach Hause noch eine Stunde. Die Deichsel zerbrochen; das Schutzblech verbogen; die Stränge gerissen. Und ich daneben! Ich, der ich zehn Semester Medizin studiert, viele Leichen seziert, Hunderte von zerrissenen Häuten und Muskeln zusammengenäht hatte, Kinder zur Welt hatte kommen helfen und manche Sehnenstränge zusammengeflickt hatte — — — da stand ich und hatte keine Ahnung, wie man Wagenstränge näht, wie man eine zerbrochene Deichsel heilt; ich, der ich manchen zerbrochenen Knochen geheilt, wie man so einen Karren weiter bringt auf offener Landstraße, bei starker Kälte und hereinbrechendem Abend. Da stand ich und betrachtete die Geschichte. Dasselbe tat ganz unschuldig und harmlos mein Rapperl.

Nun kam der Wagen hinter mir in meine Nähe, und richtig, ganz famos ging's an mir vorbei. Noch mindestens dreißig Zentimeter Zwischenraum blieben und er hätte im Fahren ganz gut vorbeikommen können. Da schämte ich mich vor dem klügeren Doktorsrapperl.

Den anderen aber, der den Wagen lenkte, rief ich an: „Da, geh'ns, schaun's die G'schichte an! Was machen wir da?" Der zog den Hut ab — er kannte den Wagen, nicht mich —, schob die Pfeife in den anderen Mundwinkel und beschaute nun seinerseits die Sachlage. Dann holte er wortlos aus seinem Wagen ein paar Stricke, nahm die Deichsel meines Wagens, knüpfte etwas rechts und etwas links (ich weiß heute noch nicht wie . . .), legte mir die zerbrochene Deichsel in den Wagen und sagte endlich: „Wenn's langsam fahren, langt's scho, bis 's hoam kemma. Pfüat Gott!"

„Wenn's langsam fahren." – „Wer! Ich? Wie er will, ganz wie er will, der Herr Gaul, mein unschuldiges Rapperl. Fahr, wie du willst, du verstehst es ja doch besser, als ich." Dann setzte ich mich in den Wagen und sagte und tat gar nichts.

Ich sagte gar nichts zu meinem Gaul, kein Wort, und die Zügel ließ ich einfach gehen, wie sie gehen wollten. Rapperl, bringst uns schon heim. Das Rapperl zog nun ganz gemütlich, Schritt für Schritt, wie ein Bauer den Rauch aus seiner Pfeife stößt, Stoß um Stoß, langsam die Landstraße dahin. Entweder wußte es, daß es nicht zu fest ziehen durfte, um nicht die notdürftigen Stränge zu zerreißen, oder es wollte mir zeigen, daß man auf dem Lande langsam geht, langsam denkt, langsam peitscht und langsam fährt ... kurz, ganz langsam zog es seine Straße.

Das ärgerte mich nun gewaltig, wie den, der in der Rede aufgebraust ist, der langsame Spott, die leise Ironie des ruhigen überlegenen Gegners. Allmählich bekam ich eine ganz abscheuliche Wut. Wir waren schon eineinhalb Stunden unterwegs und es war fürchterlich kalt geworden und dunkel. Der Gaul aber fand den Weg und trottete dahin.

Na warte, dachte ich mir, wenn wir so ungefähr zu Hause sind und mir nichts mehr daran liegt, ob die Stränge zum Teufel gehen, da sollst du nochmal eine Tracht Prügel kriegen, mein Rapperl, du infames ... Dann kannst du aushauen und um dich schlagen und mich auslachen, du infamer Gaul. ...

Wie ich das dachte – vielleicht hatte ich es unvorsichtigerweise ein wenig laut gesprochen –, da hatte der Gaul seine langen schwarzen Ohren nach hinten gespitzt und ich bin heute ganz sicher, er hat die ganze Geschichte gehört! Ganz gemächlich zog er dahin. Dann blitzten die Lichter meines Dorfes auf. Vielmehr das Licht, das am Eingang des Dorfes neben dem Wegweiser stand. Da nun wollte ich zur Peitsche greifen und siehst du – da auf einmal fing mein Rapperl an zu laufen, zu laufen, wie der Teufel, daß mir ganz Angst und Bange wurde und die Deichsel neben mir hin und her wackelte – und er lief ins Dorf hinein mit seinem zerbrochenen Wagen, und die Deichsel ragte als Wahrzeichen meines Kutschertalents

hoch in die Luft. Und er fuhr durch die Dorfstraße durch im schnellsten Trab bis hin zur Post, durch das offene Hoftor hinein in den Posthof bis dicht vor seinen Stall und dort stand er still. Wo und wann hätte ich ihn da prügeln sollen? Und wie er so dastand, warf er wieder die langen Ohren zurück, um zu hören, was ich nun denke. Als wolle er sagen: „Nun, was sagst du nun, du kleiner, dummer, junger Doktor."

Ich sagte auch gar nichts, ließ den Gaul in den Stall, den Wagen in die Remise führen und ging heim. Ich war recht deprimiert. Ungefähr so, wie wenn man als Student bei einer Mensur abgestochen wird. Der kluge Gaul hatte mich abgestochen. Und jede Rache wäre unfein gewesen. Er war der stärkere, der klügere und er war der Sieger. –

Wenn ich wieder mit ihm ausfuhr, habe ich in ihm immer das Alter, die Erfahrung und die Klugheit geachtet. Ich habe ihn immer fahren lassen, wie er wollte, links, wenn es ihm links behagte, rechts, wenn er rechts für gut hielt. Wenn er vor dem Wirtshaus anhielt, bin ich eben abgestiegen und habe ein Glas Bier getrunken. Wenn er vor einer Wiese stehen blieb, bin ich ausgestiegen und habe Blumen gepflückt.

Das war einmal im März, wunderbare Schneeglocken leuchten im Garten eines abgebrannten Hauses, an dem wir noch tags vorher vorbeigefahren waren. Da war noch dicker Schnee darauf gelegen, gestern; und heute, wie durch ein Wunder, war der Garten übersät mit Schneeglocken, und mein Rapperl stand vor dem Schnee und blieb stehen ganz von selbst. Ich stieg aus und wälzte mich im sonnenbeschienenen Schnee und starrte auf die Alpenkette und pflückte buschenweis die Schneeglocken, den ganzen Wagen voll, und dem Rapperl steckte ich ganze Büschel hinter die Ohren, ans Lederzeug, überall hinein, und jedem, dem ich begegnete, warf ich Schneeglocken zu, und damals ist das Pferd gelaufen wie ein Junger, mein schwarzer Freund.

In der Stadt weit drinnen aber war Geburtstag der Liebsten, und ich atmete Schneeglockenduft im Frühlingsberg.

Wir sind recht befreundet geworden, mit der Zeit, der alte Gaul und ich. Von jenem Tag an. So befreundet ein junger Mensch mit einem älteren werden kann, den er einmal auf einer Jugendschwärmerei ertappt

hat. Aber trotz aller Freundschaft blieb eine gewisse Unnahbarkeit bestehen. Das erkannte er dankbar an.

Eines Tages mußte der kluge Doktorsgaul den Postillon fahren. Mitten in der Nacht. Das ging ihm arg gegen die Ehre. Auf dem Heimwege nun war der Postillon gar noch betrunken. Das konnte der ehrbare Doktorsgaul nicht verwinden. Die Schande wollte er nicht überleben. Der Postillon war eingeschlafen und da stürzte sich das Rapperl einfach mitsamt dem Wagen und dem betrunkenen Postillon den Berg hinunter. Und das Rapperl blieb gleich tot. Ganz tot.

Wenigstens kam der Postillon zu mir und ich mußte ihm die zerschundenen Glieder zusammenflicken und er erzählte mir die Geschichte unter dem Siegel der ärztlichen Verschwiegenheit. So hört der Arzt ja vieles. Und was er dabei nicht hört, das hört er mit dem Herzen. Und damit hörte ich ganz deutlich das Schicksal meines nun verstorbenen Kameraden, des schwarzen, klugen Gauls.

Unten am Berg lag das Rapperl. Es war tot. Auf ihm der zerbrochene Wagen. Drei Meter davon fand sich, als er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, mein Postillon. An ihm war am wenigsten zerbrochen. An der Stelle seines freiwilligen Todes begrub man ihn, den alten, klugen, stolzen Doktorsgaul.

Der Millionenbauer

Die Bauern „im Gebirg". So nennt man die Alpenbauern. Ich habe sie kennen gelernt. Nicht als Sommerfrischler, wenn die Bauern ihre guten Stuben verlassen und an die „Stadtleut" vermieten; wenn sie sich, nach ihrer Art salonmäßig, ausdrücken und geben. Nein, wenn man zu ihnen kommt, wenn sie elend, wenn sie krank sind. Da ist der Mensch wie er ist, da gibt er sich, wie er ist. Und ein kranker Bauer zeigt dem Doktor und dem Doktorsgaul eine richtigere Welt, als ein Dutzend im Sonntagsstaat.

Reich sind die Bauern im Gebirg. Und stolz sind sie. Das heißt, da ihr Stolz sich nur auf ihrem Vermögen, ihrem Besitz aufbaut und sonst keine Unterlage hat, muß ihr Stolz vielmehr Hochmut genannt werden: Bauernstolz. Manche sind ganz besonders reich. Denen ist nichts zu teuer. Ja, vieles kann ihnen gar nicht teuer genug sein. Einen lernte ich kennen, lange und gründlich, denn er war sehr krank; er hatte am See sein Haus. Es war sein Besitz schon vielmehr ein Gut. Mehrere große Wirtschaftshäuser, Felder, Wiesen und die Hauptsache: eine Unmasse Wälder. Die gehörten ihm zu eigen. Weit und breit war kein Haus. So weit man sah, gehörte alles ihm. Es war auch kein Platz für andere mehr da am See. Es ist einer der schönsten Seen im bayerischen Hochland. Die Felswände gehen überall steil hinan und nur, wo der See ein gut Stück zurückgeht vom Lande, dort hatten sich des Bauern Vorfahren seßhaft gemacht. Das ganze vom See übrig gebliebene Land gehörte ihm und die Berge, welche ihn begrenzten mit den gewaltigen Wäldern bis zum hohen Gipfel, die sich dunkelgrün im tiefen Wasser spiegelten. In den Wäldern leben Hirsche und hoch oben Gemsen. Auf den Bergen besitzt der Bauer Almen. Auf den Almen Almhütten und im Sommer sind seine Hunderte von Kühen dort. In einer dieser Almhütten, der Bauer selbst kam wohl nie hinauf, war auf

der Jagd ein Prinz eingekehrt. Dort sah der Prinz in dieser Almhütte einen uralten Schrank stehen. Es war ein altes, großes, schweres Möbel, geschnitzt und bemalt, wie man sie bisweilen im Gebirge trifft. Seltene und kostbare Dinge, vielleicht in jahrzehntelanger Arbeit in früheren Jahrhunderten geschnitzt und gebaut von einem, der da oben saß, allein in der Einsamkeit, mit seinen Kühen und Bäumen und Hirnzellen. Dieser Schrank gefiel dem Prinzen, der Kenner war, sehr gut. Eines Tages kam zu dem Bauern, eben unserem Millionenbauer, der Adjutant des Prinzen. „Hört, Achenbauer, droben auf der Hochalm habt Ihr einen schönen Schrank."

„Wohl, wohl, wird schon so sein." Er hatte wohl gar keine Ahnung davon.

„Hört mal, wollt Ihr ihn nicht verkaufen?"

„Für wen denn?"

„Na, für unsern Prinzen, der neulich droben war."

„So, gfallt er ihm so gut?"

„Na, was soll er kosten?"

„Was will er denn geben, der Prinz?"

„Es kommt auf ein paar hundert Mark nicht an. Für Euch hat der Kasten doch keinen Wert."

„So, wie viel ist er denn wert?"

„Für Euch nicht viel, dem Prinzen g'fällt er." Und er nannte eine große Summe, über tausend Mark.

„So, so! Da hab' ich also einen Schrank drobn auf der Alm, der ein paar tausend Mark wert ist. Na, fell ist gut. Das kann ich mir leisten, so gut wie Euer Prinz. Jetzt hab' halt i ch einen Schrank, der viel wert ist. Und noch auf der Alm drobn. Dös freut mi. Hergebn tu i en nöt." Und dabei blieb es.

Der Prinz wird voraussichtlich einmal König im Land. Aber den Schrank hat er nicht bekommen; den hat der Achenbauer.

Das heißt, er hatte ihn. Denn jetzt ist er tot. Wenn ich ihn besuchen mußte, hatte ich immer eine Tagereise vor mir. Erst ging's über den See. Im Winter damals mit Schlittschuhen; als das Eis unsicher ward, in

großem Umweg über einen langen Steg, der durch den flachen Ausläufer des Sees gebaut war; später, als das Eis ganz verschwunden war, im Boot, etwa eine Stunde lang. Dann von drüben an ging's bergauf mit dem Bergstock wieder eine Stunde lang. Dann kam man an den zweiten See. Hier machte man Rast und ging dann wieder eine Stunde lang das gekrümmte Ufer entlang bis zum Gut des Achenbauern; oder man ruderte auch über diesen See und sah tief hinunter ins endlose Grün, bis man die Nixen sah und den großen grünen Seegott mit seinem grünen Schloß da unten, um plötzlich direkt beim Achenbauer zu landen.

Als ich zum ersten Male zu ihm kam, lag der Bauer im Bett. Ganz allein in der großen Stube. Seine Frau war tot. Die „Dearndl", wie der Bauer seine Töchter heißt, durften nicht ins Zimmer, in dem der Bauer lag. Das ginge wider den Respekt. Als ich deren Unterstützung bedurfte, stieß der Bauer mit einem Stock zweimal auf den Fußboden, worauf seine beiden erwachsenen Töchter erschienen. Er war recht krank, der reiche Achenbauer. Ich wußte, daß er fürchterlich viel Bier trank. Massen, die ich gar nicht nennen will. Das erste war denn auch, daß er mir ein Glas Bier anbot. Er hatte nicht weit vom Bett ein Fäßchen Bier stehen mit einem Hahn daran. Solch ein Fäßchen trank er am Tage allein aus oder gab den Rest den Knechten.

Sein Leib war mächtig angeschwollen und seine Lunge zerstört. Vor ein paar Tagen war er mit einigen anderen Bauern ausgegangen und zwei Tage nicht heimgekommen; hatte überall Bier getrunken und Bier bezahlt. Über Nacht war er irgendwo am Ufer des Sees gelegen, während von seinen Bergen herunter der Wind sein Nachtlied blies und der kalte Tau seine Wiesen bedeckte. Was will man; er schlief auf seinem Eigentum. Aber er war krank davon geworden. Ich stellte ihm dringend vor, das Biertrinken einzuschränken. Wohl wissend, wie leicht das gesagt ist und wie schwer gefolgt wird, wollte ich ihm wenigstens das Bier abspenstig machen, das in den Gebirgsorten nicht das Beste ist; fürs zweite mußte er immer ungeheure Portionen trinken, bis er seinen Rausch hatte, und eine solche Menge Flüssigkeit im Gefäßsystem zu bewältigen, ist für das

Herz eine allzugroße Arbeit, an der es zugrunde geht. Er solle wenigstens Wein trinken. Da hatte er seinen Alkohol, vorläufig, in guter und der Menge nach beschränkter Form. Er versprach mir, sich solchen kommen zu lassen, nachdem ich ihm noch Bezugsort und -art mitgeteilt. — Nach einiger Zeit bekam ich eine Depesche von dort droben, die er dem Postboten zur Besorgung mitgegeben, daß mich sein Sohn morgen holen werde. Sein Sohn holte mich. Diesmal fuhr ich im eigenen Boot des Achenbauern, sowohl über den unteren, wie später den oberen See. Er hatte auf beiden Seen sein eigenes Boot.

Daß er mich wieder holen ließ, wollte viel heißen. Das tat er sonst nie. Er hatte kein Vertrauen zu den Menschen, zu seinen Angehörigen, zu den Doktoren und dem Pfarrer und den Bauern. Er war zu reich, und sein Vater schon und sein Großvater. Sein Sohn erzählte mir manches unterwegs. Er hatte bei den „schweren Reitern" in München gedient. Nun möchte er zu gern ein Pferd besitzen. Aber noch nie hatte es bei den Achenbauern Pferde gegeben. Kühe und Ochsen, die schwere Menge, die das Holz hinunterziehen und alle Verrichtungen der Pferde tun mußten. Wohl kostete ihn dies das Zwei- und Dreifache, aber es hat nie Pferde dort gegeben. Und darum g a b es keines! Und der schwere Reiter in Reserve mußte warten, bis er wieder zum Militär eingezogen wurde. Dann konnte er wieder ein Pferd sehen.

Der Sohn aber hatte einen Vater, der Millionär war.

Ich kam also zum Achenbauer. Er lag noch im Bett. Neben ihm stand auf einem Tisch eine Batterie Weinflaschen.

„Na, wie geht's?"

„Tut's schon. Wissen's, Herr Doktor, da wär' der Wein."

„Hat er g'schmeckt?"

„I hab no koan trunka. Söll is es ja, warum i Sie hab holn lassen.

Sie ham gmoant, erst soll i an rota trinka. Woll, aber weller is jetzt der rote? Drum hab i nach Eahna g'schickt."

Natürlich war der Wein schon nach den F l a s c h e n zu unterscheiden. Aber so ein Bauer wird Millionär und hat das noch nicht gelernt. Nun

lernte er es auf seine alten Tage durch den Doktor. Er wußte wohl, wie teuer das Lehrgeld für ihn war — ein ganzer Tag eines Landarztes für einen Besuch — aber das war ihm gleichgültig. — Nun trank er Rotwein und Weißwein und war zufrieden. — Aber daneben stand trotzdem noch sein Bierfaßl ad usum proprium. Möglich nur, daß die Knechte jetzt etwas mehr davon abbekamen. —

Dann saß er einmal vor seiner Türe. Jetzt stand das Fäßchen auch draußen vor der Tür. Er saß in der Sonne und ließ sich dieselbe auf die pergamentgraue Haut scheinen. Das Faßl stand im Schatten. Der Bauer war arg mager und elend und appetitlos. Sein Sohn fing Fische, den vorzüglichen Saibling, der noch besser als die Florelle ist, Forellen und andere Fische. In den Wiesen gackerten wohl drei oder vier Hühnervölker, mit den entsprechenden Hähnen; sicherlich über hundert Stück. Enten schwammen im See. Und alles gehörte dem Achenbauer, Fische und See und Hühner und Enten. Da brachte man ihm sein Essen: Schmarren. Wie alle Bauern im Gebirg, aß er Tag für Tag, seitdem er lebte, seinen Schmarren. Man weiß, das ist ein grobes Gericht. Eier und viel Mehl mit Milch verrührt und gebacken. Ein Pfannkuchen in verschlechterter Auflage. Und ein schweres Essen. Es schmeckte ihm nicht und er aß nicht viel. Ich riet ihm dringend, Fleisch zu essen.

„Woher das bekommen?"

Da hatte er recht. Er hätte es sich zwar täglich kommen lassen können; aber wie soll er von selbst auf den sündhaften Gedanken kommen, da sein Vater stets Schmarren gegessen, und der noch ältere Achenbauer, sein Großvater, und auch dessen Vater und so fort, weit hinauf, Schmarren gegessen haben. Also brauchte sein Magen auch nichts anderes.

Aber gerade jetzt, da er so elend war, sollte er Fleisch essen. Leichtes Fleisch.

Er schaute mich fremd an.

„Nun, Achenbauer, essen Sie Hühner, eingemacht und später gebraten. Das gibt gute Suppen dazu, und in die Suppe noch ein Ei, das ist kräftig."

Er sah mich noch dümmer an.

Dann frug er mich: „Ja, kann man denn das essen?"

Jetzt machte ich gewiß ein noch dümmeres Gesicht als der Achenbauer.

„Hören Sie mal, Achenbauer, wozu habt Ihr denn Eure Hühner? und Enten? und Forellen?"

„Die Hühner? Eier leg'n tun's."

„Und was noch?"

„I kümmer mi net drum, was mit eahna g'schieht. Die Dearndln bringen's in d' Stadt und verkaufen's."

„So, und was geschieht denn in der Stadt mit ihnen? . . ."

Er schwieg. So weit hatte er noch nie gedacht. Ich erlaubte mir, ihm die Neuigkeit mitzuteilen, daß man in der Stadt die Hühner, auch seine Hühner, esse.

Das wußte er nicht, sein Vater hatte es wohl auch nicht gewußt, und nicht sein Großvater. . . .

Aber Taler auf Taler haben sie zu den übrigen gelegt und während sie Schmarren aßen, haben die Generationen von Hühnern goldene Eier gelegt.

Ich rief die älteste Tochter und erklärte ihr, daß der Vater Hühner essen müsse. Ich erklärte ihr ganz genau, wie man das macht. Daß man sie tötet und rupft und ausnimmt, und wie man sie einmacht und wie man sie bratet. Siehst du, gute Mutter, du hast mich immer aus der Küche geschickt, wenn ich als Gymnasiast oder Student zusah oder zusehen wollte, wie du kochst. — „Das paßt nicht für einen Herrn und du hast nichts in der Küche zu tun." — Wie hätte ich aber dem armen Millionär sagen können, wie er seine Hühner zubereiten lassen muß, hätte ich es nicht dir abgeguckt?

Nachdem ich mein Privatissimum für das schmucke Erbtöchterlein ausführlichst abgehalten, ging ich fort. —

Nach einiger Zeit war der Bauer noch elender. Der Wein war ausgetrunken. „Wie haben die Hühner geschmeckt?"

Da schüttelte er den Kopf: „O mei! I hab' koane gess'n. I bin's halt nit g'wohnt und i glaub', die Dearndl können's auch nit machen! Gehn's verschreiben's mer halt a Medizin." —

Da gab ich's auf, den reichen Mann mit Huhn und Wein zu kräftigen. —

Damals rappelte er sich wieder heraus.

Dann hat er wieder angefangen, Bier zu trinken, gewaltig viel, Tag und Nacht hintereinander. Seine Leber ist immer größer geworden, die richtige Säuferleber, sein Magen immer elender, so daß er den Schmarren gar nicht mehr vertragen konnte, und seine atmungsfähige Lunge ward immer kleiner. Dann ist er, wie ich später hörte, gestorben. Und nie in seinem Leben hat der Millionenbauer eines von seinen Hühnern gegessen. Aber er hat vor seinem Ende einen großen Fortschritt in der Kultur gemacht gegenüber seinen Vorfahren: er hat noch gelernt, roten Wein von weißem zu unterscheiden, und die Neuigkeit, daß die Menschen Hühner essen können.

Seine vielen Taler und Wälder bekommen seine Buben und Dearndln. Und es ist zu hoffen, daß der schwere Reiter damit zu einem Pferd kommt.

Wie ein Dichter stirbt

Der Schweiß perlte ihm in Strömen von der Stirne. Dabei war es eiskalt draußen. Ängstliche, kindliche Augen glühten aus dem abgezehrten Gesicht. Ein ungepflegter Vollbart umgab es. Ein alter, sehr dicker Mantel umschloß den Körper. Das Männlein stand vor mir an meinem Schreibtisch. Der Atem ging ihm schwer. Fast auf den Händen ist er meine zwei Stiegen heraufgeklommen. So schwer war es ihm gefallen. Schon seit Monaten sollte er einen Arzt aufsuchen. Seine Umgebung log er an: er sei bei einem solchen gewesen. Nun war es gar nicht mehr gegangen. Und er kam zu mir.

Er war ein D i c h t e r. Ein echter Dichter. Das habe ich erfahren, da ich ihn achtundsiebzigmal besucht habe in zwei Monaten. Gerade achtundsiebzigmal. Dann ist er g e s t o r b e n. Gestern. Das heißt, er ist zwei Monate lang gestorben. Er war wirklich ein Dichter. Achtundsiebzigmal war ich bei ihm. Da habe ich es erfahren. Die halbe Stunde, die ich jedesmal zum mindesten bei ihm saß, habe ich mir jedesmal gleich notiert. Weil sie mir des Nachdenkens wert war. Nein, des Nach s i n n e n s.

Er war furchtbar arm. Er war so arm, daß ich es erzählen will. Vor drei, vier Jahren kam er auf die Redaktion eines Blattes und bot seine Dienste an. Der Verleger hatte schon vorher von ihm Gedichte gelesen von so sonnigem Humor, daß er sich vornahm, ihn anzustellen. Eines Tages — so erzählte mir der Verleger — wollte er ihm schreiben, bei ihm einzutreten. Gerade in diesem Augenblick kam ein Männlein zu ihm, einen zu langen Rock am Leibe; darauf stand zu lesen: Gepumpt. Gepumpt der Rock, der Hut, sogar die Stiefel. Eigens und nur für den Zweck dieser Vorstellung. Das sah man deutlich. Er bat ganz schüchtern um Anstellung.

„Was waren Sie bis jetzt?"

„Redakteur des ‚Bergkraxler-Humor'."

„Was haben Sie da bezogen?"

„Fünf Mark wöchentlich."

„Davon konnten Sie leben?"

„Ich habe auch die Expedition daneben besorgt, und dafür bekam ich etwas zu essen."

„Wie viel Abonnenten hatten Sie?"

„Etwa hundert."

Das ist buchstäblich wahr. Armer Freund, ich bin indiskret. Aber du bist tot und du warst ein Dichter! Und ich erzähle ja nur. Und du warst ein Held.

Dieses „Essen" bestand — ich habe mich auch danach erkundigt, denn mein Beruf erforderte es — aus einem Stück Backsteinkäs täglich. —

Er wurde angestellt. Er arbeitete von früh bis in die Nacht.

„Niemals habe ich einen so fleißigen Redakteur gehabt, und die Zeitung wuchs, allerdings nicht einzig durch ihn, auf über hunderttausend Abonnenten," sagte der Verleger. „Er hatte viel Verdienst daran. Drei Jahre lang ging er nicht einen Tag in Urlaub.

Aber er hatte Schulden. Er war mit den fünf Mark wöchentlich nicht ausgekommen. Trotz dem Backsteinkäs! Und die fünf Mark hatte er sogar für — Morphium gebraucht.

Früher hatte er Tierarzneikunde studiert. Auf einer Einöde hatte er dann als Tierarzt praktiziert. Mehr aber dichtete er. Die Kuh- und Hundebehandlung rieb ihn auf. Sie gab ihm auch nicht allzuviel Anregung. Da kam er zum Morphium. Eigentlich erst dann, als ihm seine Braut — doch ich will nicht von der Braut reden.

Aber von ihm, dem Dichter. Nun spritzte er seit fünfzehn Jahren Morphium unter die Haut. So lange mag es sein, daß er verlobt war. Er brauchte jetzt täglich eine Menge des Giftes, mit der man zehn Menschen hätte töten können. Und wenn er kein Geld für Morphium hatte, kratzte er in dem alten leeren Fläschchen die ausgefallenen Kristalle ab, löste sie in Wasser auf und spritzte sie sich ein. Er hatte sehr oft kein Geld.

Aus seiner Krankheit machte er kein Hehl. Der Verleger zahlte seine dringendsten Schulden. Dafür war er unendlich dankbar, und seine feuilletonistische Tagesarbeit — sie war recht aufreibend — verfertigte er im voraus auf Rollen Papier, meterweis. Nun bekam er ein auskömmliches Gehalt. Aber die Gewöhnung war mächtiger. Seine Nahrung bestand nach wie vor aus Morphium. In einem „automatischen Restaurant" aß er wohl auch manchmal zu Mittag. Zwei Brötchen zu zehn Pfennig mit italienischem Salat belegt. Er lebte buchstäblich von Morphium und Luft und zwei belegten Brötchen und — das geht Hand in Hand mit dem Morphium — von ein wenig Alkohol. Sein Morphium aber konnte er jetzt bezahlen. Pünktlichst am ersten und fünfzehnten jeden Monats zahlte er das. Er hatte den heroischen Entschluß gefaßt, es sich abzugewöhnen. Er hatte mit dem Apotheker verabredet, daß dieser ihm von Woche zu Woche, ohne daß er es wüßte, die Dosis reduziere. Ich sprach auch den Apotheker. Es war ein süßer Wahn, daß der Kranke nur geringe Dosen hätte. Er hatte die stärkste Lösung und ein riesiges Quantum. — — —

Er stand also vor mir. Er stammelte:

„Mein Herz, mein Herz! Untersuchen Sie mein Herz, aber sagen Sie es mir nicht, wenn Sie etwas finden."

Eine fürchterliche Angst sprach aus seinen Augen. Er entkleidete sich. Er sprach sehr fachmännisch über seinen Zustand. „Ja, ich habe Tierarzneikunde studiert. Jetzt bin ich Redakteur."

Es war ein Bild des Jammers, das sich darbot. Die Narben von mehr denn zwanzigtausend Stichen am ganzen Körper. Der ganze Mann vielleicht siebzig Pfund schwer.

Ich beruhigte ihn. Dies schien mir gelungen zu sein. Denn nach ein paar Tagen ließ er mich holen. Das erstemal, daß er einen Arzt zu sich kommen ließ.

Er lag im Bett. Seit drei Jahren auch der erste Tag, an dem er nicht in die Redaktion ging. Wie mir seine Hausfrau sagte, war er „auf allen vieren ins Zimmer und ins Bett gekrochen". Er war neununddreißig Jahre alt. Er hustete stark. —

Und nun starb er. Zwei Monate lang. Seine Mutter war bei ihm. Ich hatte sie kommen lassen. Ein Dichter braucht eine Mutter zum Sterben. Er hätte denn eine Mouche.

Die Mutter wußte, daß er sterben würde. Er wußte es auch, aber er glaubte es nicht. Und ein Dichter glaubt mehr, als er weiß. Ein Dichter glaubt immer. Sein Glaube ist alles. Wie sagt Grillparzer: „Die Religion ist die Poesie der poesielosen Menschen." Dann muß die Poesie die Religion, der Glaube der Poeten sein. Aber er wußte auch viel. Viel zu viel für einen Dichter, oder gerade genug für einen solchen. Es gab kein naturwissenschaftliches Problem, das er nicht kannte; keine politische Handlung ereignete sich, die er nicht durchdachte; kein Gedicht, das er nicht kannte. Vor allen seinen Heine.

Da begegneten wir uns, als ich ihm zu Anfang meiner Behandlung die Decke zurückschlug und ihm behilflich war bei seinen Injektionen unter die Haut der Beine.

„Da, armer Lazarus," sagte ich ihm.

„Ja, so lieg' ich in meiner Matratzengruft."

Und er suchte an seinen erschreckend dünnen Beinchen eine Stelle, die noch fleischig genug war für seine Morphiuminjektion. Natürlich konnte ich ihm das Morphium nicht entziehen; es war zu spät. Er wäre sofort gestorben.

Genau so muß Heine auf seinem Lager gelegen haben, „die Beine so dünn" und den Kopf so leuchtend.

Dann empfing er mich täglich mit einem anderen Zitat aus Heine. Er war sehr betrübt, wenn ich mal eines erwähnte, das er nicht kannte. Es kam aber kaum vor.

Weihnachten hatte ihm sein Verleger ein Bäumchen mit brennenden Lichtern geschickt. Da hätte er fast gebetet. Er betete mit den Augen.

„Sehen Sie, Herr Doktor, wenn er" — er meinte den Spender — „recht krank wäre und brauchte Blut, ich würde sagen, da zapft es mir ab und gebt es ihm!"

Und er streckte aus dem Bette das dünne Kinderärmchen, in dem kein Blut war.

Am anderen Tage hatte er neben seinem Bette im vierten Stock an der Wand ein Paket weißen Papiers an einem Nagel hängen: er hatte seinem Verleger Verse gedichtet und geschickt. Nun wollte er überhaupt wieder dichten, vielmehr das Gedichtete niederschreiben. Er hatte durch mich neuen Lebensmut bekommen. Und Hoffnung. Der Arme! Er hatte nicht die Kraft, die Feder zu führen.

Er hatte keine Kraft. Essen hatte er verlernt. Er hatte seit Jahren nichts gegessen. Nun sollte er vor allem das Essen lernen. Eine schwere Arbeit, für Schüler und Lehrer. Eier in süßem Wein. Das war das einzige. Und als er einmal recht schwach war und gar zu furchtbar hustete, tröstete ich ihn: „Sie sind so sehr heruntergekommen. Wenn Sie von einem anderen Menschen sich überlegten, daß er seit Jahren so gelebt hat wie Sie, der nichts gegessen, nur Morphium und Alkohol zu sich genommen, daß er auf seine Körperpflege so gar nichts gegeben hat, ebensowenig wie auf Kleidung, Wohnung – und daß er seinen Hunger tot geschrieben hat, geschrieben Tag und Nacht, dann würden Sie begreifen, daß ..."

„Alles in allem, halt, was man so einen rechten L u m p nennt," unterbrach er mich.

Dann kam das neue Jahr. Es ging ihm recht schlecht. Das Herz wollte gar nicht mehr arbeiten. Und auch ein paar Meter Manuskripte waren nunmehr gedruckt, und ein anderer arbeitete statt seiner „i. V." im Verlage. Das betrübte ihn am meisten. Als ihm ein Kollege einen Geistlichen brachte, einen Freund, meinte er: „Oh, der Gschaftlhuber!" und er ließ den Geistlichen nicht zu sich. Ein paar Tage später sagte er zur Mutter: „Weißte, Mutterl, wenn dir's lieber ist, so kann er reinkommen!"

„Bist jetzt zufrieden?" sagte er nachher, als der Pfarrer gegangen war. „Und nun ziehst du bald herein zu mir in die Stadt, jetzt hab' ich mein gutes Auskommen, Mutter, und dann machen wir die große Entziehungskur durch, wenn ich wieder aus dem Bett bin, mit dem Doktor, und ein paar Gedichte gehen mir im Kopf herum; ach, wenn ich nur schreiben könnte! ..."

Und er dichtete Luftschlösser und hatte kaum den Atem zum Sprechen ... aber er g l a u b t e und h o f f t e.

Am anderen Morgen atmete er immer langsamer im Arme seiner Mutter, „ich will schlafen, schlafen!" ... und so schlief er ins Nirwana.

So starb ein Dichter. So lebte ein Dichter.

Es gibt Dichter, große Dichter, die nie einen Vers geschrieben haben. Es dichtet in ihnen und sie bewahren den Schatz für sich. Es gibt andere Dichter, die schreiben ihr Dichten nieder, weil sie müssen. Diese legen dann ihre Verse in den Schreibtisch und behüten sie wie Kinder, nur für sich, und niemand hört je einen Vers von diesem Dichter, solange er lebt. Und es gibt Dichter, die dichten für sich und schreiben Verse nieder und sie finden sogar jemanden, der sie druckt. Unser Freund gehörte zu letzteren. Vielleicht sogar findet sich jemand – das soll auch vorkommen –, der sie kauft und liest.

Ich drückte ihm die Augen zu. Ich hatte ihn lieb gewonnen. Da berührte sein noch warmer Mund feucht meine Hand, als küsse er diese im Tode. Er hatte gewußt, daß er mir mehr war als ein Kranker. Und der Kuß war sein letzter Gruß, sein letztes Gedicht. Das widmete er mir....

Wie sagt Heine im „Lazarus" vom Morphium, das auch er kennen lernte:

Morphine.

..... Dann mocht' es wohl geschehn, daß seines Hauptes
Mohnblumenkranz auch meine Stirn berührte
Und seltsam duftend allen Schmerz verscheuchte
Aus meiner Seel'. – Doch solche Linderung,
Sie dauert kurze Zeit; genesen gänzlich
Kann ich nur dann, wenn seine Fackel senkt
Der andre Bruder, der so ernst und bleich. –
Gut ist der Schlaf, der Tod ist besser – freilich
Das Beste wäre, nie geboren sein.

Die warme Suppe

Es war ein ganz kleines Frauchen. — Vor Monaten war sie zu mir gekommen, ganz arm und auch krank. Das kommt so immer zusammen. Der Mann hatte keine Arbeit. Da war sie noch kränker. Nicht nur, weil sie jetzt noch weniger zu essen hatte. Wenn der Mann keine Arbeit hat, dann ist die Frau noch kränker. Und die Kinder lernen schlechter. Und der Kater im Hause — wenn es zu einem solchen reicht — ist struppiger und kommt nicht hinterm Ofen hervor.

Das war vor einigen Monaten. In der großen Stadt. Da ist die Armut und die Krankheit ärger. Der Frau ältestes Mädchen war acht Jahre alt. Das nächste Kind, ein Knabe, war gestorben, zugrunde gegangen. Am Brechdurchfall. Das ist die Armenkrankheit, wenn der Vater keine Arbeit hat, und die M i l ch fast nur aus Zuckerwasser und Fenchelтee besteht. Das macht nicht dick.

Dann kam die kleine Frau wieder. Der Mann hatte Arbeit gefunden als Taglöhner auf einem Gut, draußen zwischen München und Freising. Hoch oben auf dem Berg. Von dort aus sah man die Alpen. Und dorthin zog auch der eiskalte Alpenwind. Sie war ganz froh darüber, daß sie untergekommen waren. Als ich sie untersuchte, sagte ich ihr, daß sie gegen Weihnachten wieder ein Kind bekommen würde. Das regte sie gar nicht auf. Sonst erschrecken die Frauen, die so arm sind wie diese, bei solcher Kunde immer sehr.

Gewöhnlich sagt man es ihnen deshalb nicht auf einmal, sondern bereitet sie allmählich darauf vor, wie auf ein großes Unglück oder eine schwere Erkrankung. Sie aber war ganz vergnügt, denn ihr Mann hatte Arbeit. Also war gesorgt; wenigstens vor dem Verhungern. — Nach einigen Monaten kam sie wieder einmal zu mir herein. Nun war sie schon merklich runder geworden, die kleine Frau. Aber sie war zufrieden. Es war ein warmer

Herbst und ein warmer Winteranfang. Dann sind die armen Weiber viel reicher, als wenn es kalt ist.

Heute nun, es ist Dezember geworden, kam sie wieder in aller Frühe. Ganz kugelrund, fast so breit wie hoch. Tausendmal bat sie um Entschuldigung, daß sie mich so früh störe. Aber sie möchte gern abends wieder zu Hause sein, und die Tage sind so kurz. Sie war ganz blau gefroren, denn es war kalt. Aber sie war sehr vergnügt.

„Na, so in drei Wochen."

„Wenn's nur a Bua wird! Mein Mann wird sich recht freuen."

„Ja, aber schonen Sie sich diesmal und stehen Sie nicht wieder am zweiten Tage auf wie sonst. Sie wissen, davon haben Sie Ihr Leiden! Sonst geht das alte Übel wieder an!"

„Ja, ja, es wird schon gehen!"

„Haben Sie denn jemand, der den Haushalt ein bißchen versehen kann?"

„Eigentlich nicht. Die Gretl muß in die Schul und ist den ganzen Tag nicht zu Haus."

„Den ganzen Tag? Wieso?"

„Ja, die Schul vom Gut ist in Harching. Da muß das arme Ding schon um sechs Uhr aufstehen und fortgehen; dann ist es noch ganz finster. Eine ganze Stunde hat's zu gehen, bei gutem Wetter."

„Ja, da droben ist's auch schon sehr kalt. Und Schnee und Sturm. Ich kenne die Gegend!"

„Ja schon! Dafür aber braucht's Dirndl unter Mittag nicht nach Haus zu kommen. Abends um fünf Uhr kommt's wieder heim. Da ist's schon wieder dunkel. Und wieder muß es eine Stunde gehen, das arme Hascherl! Na, da ist's halt den ganzen Tag nicht zu Haus, und wenn's kommt, bis es sich derwärmt und seine Aufgaben g'macht hat, da hat ma' halt auch wieder nix'n von ihm im Haushalt."

„Muß es allein den weiten Weg gehen?"

„Nein, noch dreizehn Kinder gehen von dort in die Schule. Die gehen zusammen. Aber Herr Doktor," und da leuchtete das Auge der kleinen Taglöhnerin warm auf, „sie hat was Warm's über Mittag. Für zehn

Pfennig kriegt's dort beim Wirt eine warme Suppe und ein Brot. Alle Samstag zahlen mer's, 's Geld kam mer den Kindern nit mitgeben; sonst verschlecken's."

Das fand ich nun ganz natürlich, daß das kleine neunjährige Mädchen über Mittag draußen in der kalten Fremde etwas Warmes bekommt.

„So, noch dreizehn Kinder sind auf Eurem Gut? Und Ihr seid die ärmste?"

„Wohl, wohl. Mir ham all nix. Aber unser Mädel ist die einzige, die was Warmes über Mittag kriegt! Die andern kriegen nix. . . ."

Da fing ich an, die Schule zu hassen, die diese Kinder Buchstaben schreiben lehrt, und sie frieren und hungern läßt; die die Kinder um sechs Uhr aus dem Schlafe weckt und sie im Schnee und Dunkel und Wind und in der Kälte eine Stunde laufen läßt und wieder heim eine Stunde im Dunkel und im Wind von den Schneebergen her. Dreizehn Kinder, hungrig, mit frierenden Füßchen und Händchen . . . Ich haßte die Schule, die den Kindern nichts bringt und nichts bietet fürs Leben.

Ich haßte sie, da ich wußte, ganz genau wußte, daß meine arme kleine Taglöhnerin im nächsten Jahre, nach Weihnachten, wieder oft zu mir kommen würde, krank und elend!

Sie muß ganz gewiß wieder am zweiten Tag aufstehen, nachdem sie geboren, und muß putzen und kochen: denn das neunjährige Mädchen hat hinüber müssen eine Stunde Wegs nach Harching und muß Buchstaben hinmalen und Kirchenlieder singen, während es zu Hause hätte Kaffee kochen können für den Vater, anstatt der Mutter, die ihr eben ein Geschwisterchen geschenkt. . . .

Dann ließ ich der armen kleinen Frau einen heißen Kaffee geben und einen Schnaps, ja einen Schnaps, wenn man den Kognak so nennen darf, und noch leuchteten ihre Augen, daß ihr Mädchen allein von dreizehn Kindern eine warme Suppe bekommt zum Mittagessen draußen in der kalten Fremde . . .

Der blaue Bleistift

(Capriccio)

Es war ein großer blauer Zimmermannsbleistift. Wann er sich zu mir zugesellt, weiß ich nicht mehr. Aber er ist mein Freund. Er liegt auf meinem Tintenfaß oder Schreibtisch. Diese haben schon des öfteren gewechselt; mein Bleistift ist geblieben. Er muß schon sehr alt sein. Denn seit ich zurückdenke, ist er klein. Und doch auch erinnere ich mich dunkel, daß er einmal groß war. Ursprünglich hatte er eine weiße Haut von Holz. Jetzt ist er braun oder grau. Ich kann es nicht genau sagen. Auch ein paar Tintenflecke hat er bekommen, vielleicht im Kampfe mit seinen Nachbarn, den Tinten, auf die er wohl eifersüchtig war. Heute suche ich ihn schon seit einiger Zeit. Wie grimmig ist er stets durch die erledigten Abschnitte meiner nächtlichen Arbeit am Schreibtisch gefahren!

Wieder ein Teil abgeschlossen! Als ich ihn eben nicht gleich fand, da fiel mir ein: Er muß nun das ganze Werk, die ganze angefangene Arbeit mitmachen! Doch es scheint, er ist müde geworden von all den vielen Nachtwachen und hat sich irgendwohin verkrochen, zum Ausruhen. Ja, dann muß ich denn auch Ruhe geben. Es geht nicht mit dem Studieren, wenn ich nicht das Erledigte dick und fett ausstreichen kann. Und heute — hast du nicht gesehen, der blaue Bleistift ist fort, verschwunden.

Armer Kerl! Er fühlt wohl, daß er täglich im aufreibenden Kampfe magerer wird und dahinsiecht. Und das Leben ist doch so süß! Weißt du noch, alter Kerl, was wir alles angestellt? Einmal, als ein Brief kam, und nur ein Wort als Antwort verlangt wurde? Da lagst du und schautest mich an und krochst in meine Hand und da stand auf einmal auf dem Papier, blau und groß: „Ich komme." Und das andere Mal, später, erinnerst du dich, da kam wieder ein Brief, und da mußte ich dich suchen, herausziehen zwischen Büchern, hinter die du dich verkrochen, und ich

packte dich und machte einen einzigen dicken blauen Strich mitten durch den Brief. So schickte ich das zierliche Ding zurück. Und als ich den Strich zog, pumps, da machtest du am Ende einen Knacks und warst an der Spitze entzwei gebrochen. Und lagst da, gar stumpf und hilflos und verbraucht. Aber dann habe ich dich wieder gespitzt; dich und mich. Nur ein wenig kleiner wurdest du da, aber du legtest dich auch nicht mehr so ins Zeug und wurdest vorsichtiger. Du bist ein fester, solider Kerl. Weißt du, dein Bruder, der rutschte immer so hin und her in seinem weißen, hölzernen Haus. Wenn man ihn anspitzen wollte, plumps, rutschte er fort und man mußte immer von hinten schieben und drücken, bis man ihn gebrauchen konnte. Dabei hat er hinten und vorn Löcher bekommen und ist schließlich ganz verkracht. Weißt du noch? Ja du weißt noch mehr, aber jetzt schläfst du irgendwo, armer alter blauer Kerl. Morgen kommst du schon wieder und vielleicht damit ein Tag, an dem wir zum Kalender hingehen und einen Strich hinmachen, du weißt wohl warum. Gute Nacht, blauer alter Kamerad!

Und der Bieber ist tot

Der Bartelmes ist auch hier. Er ist Amtsrichter. Ich bin Rechtsanwalt draußen am Marktplatz. Besuchen Sie mich doch einmal! Und wie geht es Ihnen als Arzt?" So sagte mein alter Schulkamerad.

Wir saßen am Biertisch zusammen, genau als säßen wir noch auf der Bank im Gymnasium, wo wir uns das letzte Mal gesehen hatten. Das mag aber schon zehn oder fünfzehn Jahre her sein. Er sah noch gerade so aus wie damals. Nur hatte er jetzt einen großen Vollbart, ich einen Schnurrbart. Aber damals sah er doch gerade so aus, als er mir beim Übersetzen des Demosthenes an die Hand ging, während ich ihn die Mathematikaufgabe abschreiben ließ.

Wie lange es genau her ist, weiß ich nicht. Was liegt auch daran? Er hatte sich heute zufällig in dem großen Restaurant an meinen Tisch gesetzt. Er war damals ein frommer, braver Schüler. Er war zugleich Zögling eines geistlichen Instituts, dessen Angehörige, einer wie der andere gekleidet, mit ihren schwarzen Mützen, auf den Schlag der Uhr zum Gymnasium kamen, von einem Geistlichen geführt; die genau von halbfünf bis halbsechs Uhr nachmittags Tag für Tag denselben Weg in langem Zuge durch die Stadt machten; die, ob sie in Oberprima waren oder in Sexta, Tag für Tag um acht Uhr abends zu Bett gingen und mindestens ebensoviel Stunden beteten, wie sie Griechisch und Latein trieben, und die alle die bleiche Gesichtsfarbe hatten mit den schwarzen Rändern um die Augen, wie sie junge Männer haben, die viel beten müssen, unter strenger Aufsicht stehen und die im Frühling um acht Uhr im Bett sein müssen, in welchem sie sich schlaflos wälzen bis Mitternacht und länger, weil eben draußen Frühling ist, weil im Garten die Vögel singen und der Jasmin duftet und die Liebe die Luft feuchtet und wärmt.

Er war damals in dem Institut und ich sehe ihn, so fromm und ruhig — und da blitzt es in mir auf: vor fünf bis sechs Jahren habe ich ihn auf einer tollen Redoute gesehen, ausgelassen, zwei Damen am Arme; damals erkannte ich ihn nicht, aber ich sah ihn immer an, und ich konnte ihn mir nicht vorstellen als zu den Damen gehörig; es war, als tanzten Feuer und Wasser, es tat mir weh in den Augen, wie eine Disharmonie von Farben. Heute, als er neben mir saß, erkannte ich ihn plötzlich von damals, den frommen, sittsamen Mitschüler aus dem geistlichen Institut.

Und ich wußte, warum mich sein Anblick so merkwürdig berührt hatte.

Ich sagte es ihm; da lächelte er. Er hatte es satt bekommen, war auf und davon gelaufen, inzwischen auf die Redoute gegangen und Rechtsanwalt geworden.

„Gott sei Dank," sagte er. „Ich erkannte gerade noch, auf welchem Weg mein Geist war im geistlichen Institut unter all den Bauernbuben, die meist dahin kommen; die noch nichts gesehen, nichts erlebt haben und nie etwas sehen werden; die keinen Frühling kennen und keine Liebe; deren Liebe sich und sie verzehrt in einsamem Bett; die nie verstehen das Locken der Natur, nichts haben, keine Liebe, keine Poesie; nichts als die Strenge der Pfarrer, die selbst nie Liebe genossen haben. Und wie gierig man einen Lichtstrahl verschlingt in dem dunklen Haus; wie ein heimlicher süßer Reim einen tröstet und erquickt, mehr wie das Gotteswort einer ganzen Stunde! Wissen Sie, der Bieber, der immer neben Ihnen saß, der hat aushalten müssen, weil er kein Geld hatte, und er war ein guter Kerl und hatte solche Freude an der Natur und an Sonne und Liebe — — — heute wird er ein starrer strenger Pfarrer sein irgendwo. Er hat immer so viel auf Sie gehalten; haben Sie mal was von ihm gehört?"

Der Bieber? Ach ja! Er war ein armer Bursche vom Lande mit vielen Sommersprossen im Gesicht und hatte immer große Stiefel an, über welche man die Hose zieht, die den ungewichsten Schaft verdeckt. Er war groß und stark und immer hungrig; er war ein armer Kerl. Ich aber war ein magerer und schwacher Bub und hatte immer wenig Hunger. Einmal bot ich ihm mein Frühstücksbrot an um zehn Uhr, weil ich keinen

Hunger hatte. Er hatte aber viel Hunger. Er nahm es dankend an, wie es unter Kameraden üblich ist. Dann gab ich ihm jeden Tag mein Brot und er aß es jeden Tag mit großem Appetit und Hunger. Schließlich hatte ich selbst sogar manchmal Hunger, aber ich schämte mich, ihm sein Brot vorzuenthalten, und da aß ich eben nichts. Er nickte überhaupt nur noch, wenn er es in Empfang nahm. Einmal erzählte er mir, daß seine Mutter draußen auf dem Lande an der Schwindsucht gestorben sei. Da war er recht traurig und ich fühlte sehr mit ihm, als er an dem Tage mein Brötchen aß und ihm die Tränen herunterliefen. Er hatte eben großen Hunger. Er wußte genau, daß ich nicht fromm war und gar nichts glaubte und, wie man das als Gymnasiast tut, meinen Unglauben mit viel Eifer verfocht. Er war aber fromm.

Als er wieder später einmal erzählte, daß nun auch sein Vater gestorben sei — ebenfalls an der Schwindsucht — und er das Brötchen wirklich nicht aß, so traurig war er, da schrieb ich ihm in der griechischen Stunde auf einen Zettel ein kleines Gedicht und schob es ihm zu:

Warum, o Mensch, denn gleich verzagen?
Verzweifeln an der Welt und dir?
Viel tausend haben's schon getragen.
Harr' aus, harr' aus und laß das Klagen! —
Am schönsten scheint die Sonne dir
Aus finsterm Wolkendräun herfür!

Das las er ein-, zweimal, dann drückte er mir die Hand unter der Bank und steckte den Zettel in die Tasche. Als die Stunde vorbei war, bedankte er sich herzlich: „Du kannst so schöne Verse machen. Du hast mich wirklich getröstet." Ich hatte aber, als ich die Verse, diese Schülerverse, niederschrieb, das Herz voll Kummer und an den eigenen Schmerz gedacht und die Verse mir zu eigenem Trost gedichtet; denn ich hatte schüchtern auf dem Eise zum ersten Male meine Angebetete zum Laufen auffordern wollen und war gerade vor ihr aufs Eis niedergefallen. Sie war fortgefahren, meine Absicht nicht ahnend, und ich schämte mich sehr und war so unglücklich, so unglücklich! —

Der Bieber war mir für das Gedicht sehr dankbar, dankbarer als für die hundert Brötchen. Wahrhaftig, noch oft sagte er es mir.

Dann, glaube ich, wurde er Pfarrer. Ich weiß das nicht bestimmt. Ich weiß nur, eines Tages im medizinischen Staatsexamen, also viele Jahre später, besuchte ich meine Kranken im Spital, über die ich im Examen zu berichten hatte.

Drei Kranke lagen in dem Zimmer. Es war auf der chirurgischen Abteilung. Mein Examenspatient hatte die Wirbelsäule gebrochen. Es mußte bald mit ihm zu Ende gehen. Als ich an seinem Bette saß, nichts sprach und an das Unglück dachte, da schweiften meine Augen hinüber an das andere Bett. In ihm lag ein abgemagerter brauner Mann mit Sommersprossen. Er sah dem alten Bieber ähnlich, und auf dem Krankenjournal, das ich zur Hand nahm, stand denn auch: Bieber, fünfundzwanzig Jahre alt; Diagnose: Tuberkulose des Fußgelenkes; Therapie: Amputatio des Unterschenkels. Ich beugte mich über das Journal und da las ich eine Krankengeschichte, eine so schmerzliche Leidensgeschichte meines alten Kameraden, daß sich mir das Herz zusammenzog in Mitleid. Ein Gelenk nach dem anderen war ihm im Laufe eines Jahres tuberkulös vereitert, von vielen, vielen Operationen an denselben erzählte mir das Journal, und nun als letzte, daß ihm vor acht Tagen der Unterschenkel abgenommen worden war, und in meinen Examensfragen befangen, flüsterte ich vor mich hin, das Blatt sinken lassend: Prognose: quoad restitutionem: pessima; quoad vitam: pessima! Prognosis pessima! —

Da trat ich an das Bett des Armen und sah ihn an. Er schlug die müden Augen auf, hellauf glänzten sie, und er schaute mich an und streckte mir einen Arm entgegen, mager, mit der plumpen knochigen Bauernhand.

„Grüß dich Gott, wie kommst du daher? Wie ich mich freue, daß ich dich sehe; daß du mich besuchst!"

„Bieber, guter alter Bieber, was machst denn du da? Wie geht es denn dir?"

„Oh, ich habe viel durchgemacht," sagte er, „viel, viel Schlimmes!

Aber sieh, jetzt ist es Frühling, jetzt liege ich bald ein Jahr hier und nun muß es besser werden! Es wird besser und gut werden!"

„Ja, lieber Kerl, gewiß wird es besser und gut," sagte ich ihm und: „Prognosis pessima, pessima," hämmerte es in meinen Schläfen.

Pessima ... „aber wie es mich freut, daß ich dich wieder sehe," sagte er! „Sieh, setz' dich mal her aufs Bett, weißt du noch, was du mir einmal schriebst auf der Schulbank. ...

Viel tausend haben's schon getragen,
Harr' aus, harr' aus und laß das Klagen!
Am schönsten scheint die Sonne dir
Aus finsterm Wolkendräun herfür!

Du lächelst," sagte er, als mir die Tränen herunterliefen und ich zu lächeln versuchte. „Siehst du, die Verse ... ich weiß noch wie heut, es war in der griechischen Stunde ... die sag' ich immer wieder, immer wieder, wenn es mir doch zu lange dauert mit der Krankheit, und wie ich mich dann freue auf die Sonne draußen, und paß auf, nun werde ich gesund, nun ist mit dem kranken Bein alles weg, und ich werde die Vögel hören draußen; wie ich mich freue, daß ich nun auch dich sehe!"

„Ja, du wirst gesund, ganz gesund, gewiß." ...

Die mir davongelaufen, damals auf dem Eise, sie war lange verheiratet, an einen anderen natürlich. Ich selbst war lange schon getröstet. Er, mein armer, guter Bieber lag da; er war wirklich Pfarrer geworden, aber die Worte haben ihn aufrecht gehalten, mehr wie die Besuche und Trostsprüche seiner Brüder, seiner Pfarrer, die ihn täglich besuchten!

Ich hielt seine Hand lange in der meinen. —

Ich besuchte meinen Patienten mit dem gebrochenen Rückgrat, so oft es nur ging. Dann plauderte ich mit dem Bieber immer lange.

Aber eines Tages fand ich meinen Examens-Kranken nicht mehr vor. Man hatte ihn schon fortgeschafft. Drüben aber war eine große weiße Decke ausgebreitet über das Bett, und als ich sie zurückschlug, da lag, die Hände auf der Brust gefaltet mit friedlichen, fast glücklichen Zügen, der Sonne

entgegen hinaus aus dem Fenster, mein alter Schulfreund Bieber — und er war tot.

Da habe ich lange, lange kein Gedicht mehr gemacht. Ich konnte keines mehr machen und werde keines mehr machen, das mich trösten soll über ein Schülerunglück, mit simplen, ungelenken Worten, und das einen Pfarrer getröstet und hoffnungsvoll gemacht hat, hoffend auf Leben und Liebe und Sonne auf seinem Sterbebette. . . .

Da stieß mein alter Schulkamerad, der Rechtsanwalt, mit mir an und ich hob langsam das Glas in dem rauchigen Bierlokal und er sagte: „Prosit, auf Ihr Wohl!" Und ich hob langsam das Glas und murmelte:

„Und der Bieber? Der ist tot!"

Das ist die Welt des Herrn

Gestern noch in der Großstadt! Heute, wo bin ich? Im Gebirge, im Februar. Es ist so einsam und ich habe mich darauf gefreut, mich wieder zu finden. Und da ich nur in der Einsamkeit zu finden bin, so mußte ich hierher. Mein Herrgott — ich habe einen Spezialgott — führte mich hierher. Kein Glockenton, kein Wagengerassel, kein Telephon, kein Gespräch stört mich ... es ist so ruhig und alles schläft. Der See eingehüllt in festen, weißen Mantel, über den man schreitet, ängstlich, behutsam; und behutsam geht man noch, wenn man schon auf dem Lande geht, und wenn man in der Stube sitzt und allüberall. So tut ein jeder und sperrt ein in das Herz, was die Ruhe stören, was den See oder die schlafenden Berge wecken könnte. Die Hunde schlafen hinter dem Ofen, die Flöhe derselben schlafen auf ihnen und trauen sich nicht, des Hundes Ruhe zu stören; dieser bewegt sich nicht, um nicht den Menschen zu stören und dieser schwebt leise dahin, um nicht den schlafenden See, die träumenden graubärtigen Berge zu wecken. Um nicht zu entheiligen die Welt des Herrn. Denn das ist die Welt des Herrn. Als ich dahinschritt, mit mir, den ich gefunden, über Feld und Schnee, war ein schwarz-weißer Rabe das einzige, das da lebte, und der verkroch sich schleunigst in seinem Vorwitz.

Wie schön bist du, wie Achtung gebietend, kalte, ruhige, ernste Natur im Winterschlaf; wie groß, wenn ich allein stehe am Bett des Erkrankten, dessen, den du, Natur, aus dem Geleise gebracht durch einen Windhauch. Und ich möchte lauschen an deiner Brust, ablesen von deinen Augen: was soll ich tun, den von dir Getroffenen wieder herzustellen? Du große, ich kleiner! Ich, stolzer Arzt! Was nennst du leben? Sich ewig erneuern! Du lässest Welle auf Welle rinnen, immer neue. Jahre, Zahlen kennst du nicht. Du lässest den See gefrieren und wieder erwärmen, Stunde auf Stunde; Stunden und Sekunden und Jahre und Jahrhunderte zugleich für dich. Du kennst nicht Jahre, nicht Zahlen.

Es ist so ruhig, daß ich die Ruhe höre. Mir ist, als hörte ich die Berge draußen, mit Schnee bedeckt, atmen; leise, ganz leise, ehe sie völlig einschlafen; und ein feiner, ganz feiner, zarter Duft steigt vom See auf, — auch das höre ich — der leise die Berge zudeckt, damit sie besser schlafen. Da blinken die Berge noch einmal auf, eine Sekunde, ganz rosa, wie wenn ein einschlafendes Mädchen noch einmal die Augen öffnete und gute Nacht lispelte, und nun schläft alles. Und nun höre ich die ganze Natur schlafen, so still ist es.

Eintönig, wie der Mühle Schlag,
Ertönt geschäftig Tick und Tack
Der Taschenuhr am Tisch vor mir.
Leis klingt es aus dem Glas herfür,
In dem die Hyazinthe blüht.
Ich h ö r e, wie sie Nahrung zieht,
Ich h ö r e, wie sie wächst und sprießt
Und h ö r b a r ihren Duft vergießt.
Ich h ö r e der Lampe strahlendes Licht,
Ich h ö r e, wie an der Wand es sich bricht,
Ich h ö r e mich atmen, ich h ö r e mich denken,
Ich h ö r e die Luft zum Schlafe sich senken,
Ich h ö r e die Ruhe stundenweit
In meiner stillen Einsamkeit.

Hast du schon einmal die Ruhe gehört? Gehört an einem Abend wie dem heutigen, allein, ganz allein auf tausend Stunden — so dünkt es — oh, da wird man stille, und möchte sich die Ohren zustopfen, um die Ruhe nicht zu hören; möchte Trompete blasen oder trommeln oder ein Kneiplied singen, um etwas anderes zu hören. Und doch ist die Stimmung zu gewaltig, als daß man sie nur durch einen lauten Atemzug stören möchte. Aber das Ohr, mit dem man all dies hört, ist das Herz, und der dies hören macht, das ist der kommende Frühling, das ist die Welt des Herrn.

Wenn ich allein mit dem Gebirgsstock über die Berge steige, wie der

Heiland über die Felder, und von den Bauern wie der Heiland „Pfüat Gott, Herr Doktor!" gegrüßt werde, und über den herrlichen See rudere, oder gehe, wenn er gefroren ist, hoch da droben, da komme ich mir selbst vor, wie der liebe Gott, so stolz dort auf der Höhe, mein eigener Herr.

Wenn du von kleinen Gedanken gequält
Und kleine Sorgen dein Herz erwählt,
Dann steige empor zu der Berge Höhn,
Mußt weit in die Ferne, in die Welt hinaus sehn.
Da dehnt sich die Brust, der Blick wird dir weit.
Du schweifst hinweg über Raum und Zeit
Und die kleinen Sorgen treten zurück,
Die ganze Erde umfaßt dein Blick.

Schmetterlinge flogen um mich her, und Blumen, blaue und gelbe, pflückte ich hoch da droben und mußte mich schon flüchten vor meiner Freundin Sonne in den Schatten, so gut meinte sie es mit mir. So, glaube ich, könnte ich noch tausend Jahre leben und würde nicht, wie Ahasver, um ein Ende flehen; und ich freue mich, denn Hosianna, *sie* kommt, und kräftigen Herzens will ich sie empfangen, kraftstrotzend von Liebe für sie, von Kampf um sie, ich, ein König an Macht und Kraft und Unabhängigkeit und Stolz. Da wollen wir Geburtstag küssen, Geburtstag plaudern, Geburtstag leben, und den See ausschlürfen bis zum Grunde mit seinem frischen, seinem sonnenglitzernden Wasser, seinem Röhricht und Sumpfboden und dazwischen die Brücke darüber hin, und die ertrunkenen Leichen, die er festhält. . . . Alles wollen wir schlürfen bis zur Neige. . . . Das ist die Welt des Herrn.

Der dankbare Italiener

Erst als er Italienisch zu sprechen anfing, merkte ich, daß er ein Italiener war. Im übrigen konnte man es nicht an ihm erkennen. Denn das ganze Gesicht und den Kopf hatte er in alle möglichen farbige Lappen und Tücher eingebunden, die nicht recht sauber waren. Nur ein Auge war zu sehen, und auch das war ganz klein. Das andere war von den Tüchern verdeckt. Zuerst wußte ich nicht recht, trug der Mann all das am Kopfe, weil es sehr kalt war, oder war er verwundet.

Es war im bayerischen Gebirge an einem kleinen Orte und es war Winter. Die Berge waren bis herunter beschneit, so stark, daß die Hirsche und Rehe im Tal blieben und ich bei einem Gange zu einer Kranken sogar Gemsen begegnete. Es war recht kalt. Man baute dort eine ganz moderne Straße über das Alpenjoch. Eine alte steile Straße ging hinüber. Die war vor mehr als vier Jahrhunderten gebaut worden. Sie war so steil, daß ich sie stets mit einem Bergstock beschritt. Und gerade diese Straße mußten die Wagen fahren mit ihren Waren; das war also vierhundert Jahre lang gegangen. Dann sah ich öfters Radfahrer ihre Räder mühevoll auf dieser Straße über die Alpen schieben. Es ist klar, daß das nicht mehr geht. Und so wurde eine prächtige neue Straße in Serpentinen gebaut.

Ach, wie klein, wie fürchterlich klein kam ich mir oft vor, wenn ich diese alte Straße hinaufmarschierte. Im Felsen war eine Tafel; sie meldete den Erbauer, ich weiß nicht mehr, welcher Fürst es war, mit stolzen Worten, lateinisch. Welch großes Werk er vollbracht! Es war alles noch gut zu lesen, als wäre es gestern eingemeißelt worden. Als ich einmal dachte, daß das schon geschrieben wurde, als man von Amerika noch keine Ahnung hatte, wurde ich unendlich klein. Wir benutzen noch dieselbe Straße, denselben Weg, der vor mehr als vier Jahrhunderten gebaut wurde, auf dem deutsche Wagen noch heute fahren, weil heute noch kein anderer

Weg da ist. Und die damals denselben Weg gingen wie ich, vielleicht mit denselben Gedanken, sie wußten noch nichts von Amerika. Und in den Dörfern und Höfen ringsum: ganz gewiß werden da heute noch, nach vierhundert Jahren, nicht m e h r Gedanken gedacht als damals, vor vierhundert Jahren! Und doch — denselben Weg ist G o e t h e gewandelt! Sicherlich ist er an dieser steilen Stelle aus dem Wagen gestiegen, als er nach Italien fuhr. Und auf diesem Wege, vielleicht an dieser Stelle, ist ihm M i g n o n erschienen und die Erscheinung hat er ausgehaucht im ewigen Lied. Im Lied, das ewig dauert wie diese Straße; im Lied, das geboren wurde vom Rauschen der tausendjährigen Tannen, vom Duft der uralten Kräutergeschlechter, vom Hauche der morschen, ewigkräftigen Felsen, den er einatmete, der Allgewaltige, und umsetzte im Herzen zum tausendjährigen Liede.

Welch unzählige neue Gedanken gibt es seitdem in der Welt, neu und nicht mehr wegzulöschen, seitdem Amerika einfach auf der Welt ist. Auf der Welt für die andere Welt. Was liegt alles darin: damals noch kein Gedanke an Amerika, an neue Welt, an Indianer, an Neuyork und Millionäre und Bürgerkriege und Schiffahrt, und Büffel und weiß Gott, was sonst noch ... und doch, welcher Unterschied auf der Straße zwischen damals und heute? Gar keiner ... Dieselbe Straße, dieselben Rinnen, dieselben Kräuter, dieselben Bäume und, hier, dieselben Menschen und fast dieselben Gedanken bei diesen ...

Na, also, die Fahrräder und Autos bezwangen diesen alten, steilen, engen Weg nicht, über den dereinst die Staatskarossen gen Italien fuhren und die Handelskarawanen, und da wurde ein neuer gebaut. Heute nach vierhundert Jahren. Ein großes Bauwerk, wohl zehnmal so lang wie die alte Straße, in Serpentinen gemächlich bergauf. Zum Bau wurden viele I t a l i e n e r beschäftigt. Aus dem warmen Süden, von drüben weit jenseits des Weges.

Die armen Kerle! Wie viele kamen zu mir gekrochen, oder ich mußte sie im Krankenhaus behandeln, weil sie erfrorene Füße hatten. Nicht nur das Herz ist wärmer und das Hirn heißblütiger in Italien, auch die Füße bedürfen der Wärme. Der italienische Boden ist heiß und gibt den Füßen,

die darauf wandeln, Wärme, die aufsteigt durch den ganzen Körper und hinaufgerollt wird vom Blute zum Herzen und zum Hirn. Der Gebirgsboden ist kalt und im Frühling deckt ihn der Schnee. Da erfrieren sich die Warmblüter die Füße. Das Herz war ihnen schon lange zugeschneit. Nur, wenn es zu sehr stürmte und schneite und sie in der warmen Kantine bleiben mußten, dann kauften sie sich Wärme, gläschenweise, die ihnen den Magen wärmte und das Blut und das Hirn, und dann brach ihr Blut los, wie ihr Vesuv daheim, bis der eine oder andere draußen im Schnee lag, hinausgeworfen von den bayerischen kalten Fäusten des Kantinenwirts. Dort lag er im Schnee und der Vesuv kühlte rasch ab ...

Ich verstand meinen Italiener natürlich nicht. Nur das Wort: „Dottore, Dottore." Er sprach ein ganz besonderes Italienisch. Ich nahm all meine lateinischen und italienischen Kenntnisse zusammen und so verstanden wir uns. Wenn wir aber Spanisch gesprochen hätten, hätten wir uns gerade so gut verstanden. Denn der spanische Kranke ist gerade so krank wie der italienische Kranke. Und der Arzt verständigt sich mit dem kranken M e n s c h e n.

Also, ich schälte seinen Schädel aus dessen verschiedenen Tüchern, Schnupftüchlein, Strümpfen und anderen Stücken. Ein Gesicht war das überhaupt nicht mehr recht. Ein Ohr hing ganz herunter. Das flickte ich ihm wieder an. Die Oberlippe war gespalten; auf der behaarten Kopfhaut befanden sich verschiedene Löcher, die Nase war groß und dick angeschwollen, das eine Auge völlig vom geschwollenen Lide überdeckt ... Kurz, was unter den Tüchern hervorkam, war überhaupt kein rechter Kopf mehr, sondern eine gequollene, verschwollene, mit Blutkrusten, Sand und Schmutz überdeckte Masse, die zu einem Italiener gehörte, dessen Körper sie krönte. Sie reinigen? Vergebliches Bemühen! Auf dem Lande schätzt der Arzt die gute Seife recht gering. Das klebt dort alles noch an aus jener Zeit, da Amerika noch nicht entdeckt war, jahrhundertelang. Und die armselige Seife unseres Zeitalters soll all das wegwaschen? Vergebliches Bemühen. Aber auch unnötiges Beginnen. Lieber Leser, schüttle nicht den zarten Kopf, mit der weißen, dünnen Haut.

Du, der du täglich vor dem Spiegel stehst und jedes Stadtstäubchen von der Haut wegseifst, von der Haut, die dir die Eltern gegeben, die schon desgleichen taten! In diesem alten ausgenützten Boden, ausgesaugten Äckern wächst kein Bazillus mehr. Die Bazillen, die den Menschen lieben und sich in und auf ihm festsaugen, sind Feinschmecker: sie wollen frischen, guten Boden und sind Aristokraten. Sie wollen nicht die Nahrung teilen mit ihren plebejischen Brüdern, die auf dem Miste wachsen. Dort gehen sie still zugrunde.

Wie gesagt, ich verstand den armen Teufel nicht. Er mich auch nicht. Es war auch ganz unnötig. So richtete ich ihn denn her, so gut es ging. Dabei grinste er recht vergnügt vor sich hin. „Grazie Dottore", sagte er und ging fort, wobei nur noch seine Nasenlöcher und ein wenig Mund zum Atmen und Trinken aus dem weißen Verband hervorschauten und eines seiner gutmütigen schwarzen Äuglein hervorblitzte. Nach acht Tagen kam er wieder mit einem großen Rausch und sehr fidel und fast geheilt, und nach einiger Zeit sah man überhaupt nichts mehr von seinem Unfall. Er war ganz gesund.

Das wäre nun alles nichts Ungewöhnliches und ich brauchte es nicht zu erzählen. Aber es ist doch vielleicht ein wenig von Belang, zu erfahren, auf welche Weise der Italiener so zerschunden worden war:

Eines Tages, oder richtiger in einer Nacht, wurde ich über den See gerufen zu dem Wirt, der die Kantine dort oben hielt. Diese war halbwegs auf dem Berge, wo die neue Straße gebaut wurde, und der Wirt mußte mit der fortschreitenden Arbeit die Kantine mit Schlafstelle, Bier und Essen den Arbeitern nachrücken. Es war ein ganz miserables Wetter. Es schneite und der Sturm wütete über dem See. Ein Bauer ruderte mich hinüber. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde mitten im See, in der Finsternis auf und nieder geschaukelt waren, meinte der Bauer, ich solle ihm immer angeben, wohin er zu steuern habe, da er auf d i e s e m See noch nicht gefahren sei. Zum Glück sah ich in der Ferne das Licht der Kantine, auf das ich ihn zusteuern ließ. Nach einer Stunde etwa waren wir drüben; an die Fahrt denke ich mein Lebtag. Am Ufer brannte der Mann eine große Laterne an und wir stiegen durch den Schnee mit den Bergstöcken schweig-

sam aufwärts. Die Frau des Wirtes brauchte mich. Den Schnee abschüttelnd, mit eisigen Füßen betrat ich die Kantine. Ein Geheul erschallte schon von weitem, ehe ich in die Wirtshütte kam, mitten im Wald. Das waren die Stimmen der Italiener, die seit zwei Tagen des Schnees wegen nicht zum Arbeiten hinaus konnten und ihren Lohn da im voraus vertranken und betrunken waren und heulten und zankten. Vielleicht zwanzig bis dreißig Männer. Ich hatte keine Angst vor den Burschen, da ich keine zu haben brauchte. Sie hatten einen heillosen Respekt vor dem dottore, selbst in ihrer Trunkenheit, und grüßten ihn hochachtungsvoll.

Als ich eintrat, wurde es denn auch plötzlich still. Einer, der noch schrie, bekam von seinem Nachbarn einen fürchterlichen Rippenstoß, daß er vom Stuhle fiel. Mein Freund von neulich war mitten unter ihnen.

Ich ging mit dem Wirt hinauf in das Zimmer seiner Frau. Es ergab sich, daß ich noch einige Zeit warten mußte, ehe ich ärztlich zu tun hatte. Ich ging indessen in ein anderes Zimmer. Es war sehr kalt. Der Wind heulte und draußen war es stockfinster. Unheimlich hörte man ein Rauschen heranrollen gegen das Haus von den Wäldern herunter und vom See herauf, der wie eine bebende Mauer sich mehr ahnen, als sehen ließ. Unten wieder das dumpfe Gemurmel der eingepferchten Italiener, – ich dachte an das Wirtshaus im Spessart. Abgeschlossen von der ganzen Welt durch Regen und Schnee, Berge, Felsen, Wälder, den See und Dunkelheit. Ich hatte Hunger und Durst. Bier gab's, wie überall im bayerischen Gebirge. Doch das wärmt nicht. Dann noch Brot und Käs. Keine Butter. Die wird nur verkauft, nicht gegessen. Ich wollte schreiben, lesen, – kein Papier, keine Zeitung. Ich klopfte dem Wirt. Er setzte sich ein wenig zu mir. Er brummte:

„Die Italiener, das ist eine Bande. Wenn ich nicht ein Paar urkräftige Fäuste hätte" – dabei reckte sich der blondbärtige, stämmige Mann – „und eine Dogge, dann möchte ich die Kantine nicht haben. Dann hätten's mich gewiß schon derschlagn und mein Bier austrunken in ihren Räuschen." Es seien gute Kerle, meinte er, wenn sie nüchtern sind. Dann sind sie auch fleißig. Bis sie sich die Nasen oder Füße oder Hände erfrieren. Und das passiert ihnen leicht. Sie sind nicht an die Kälte gewöhnt. „Wenn ein

paar Tage nicht gearbeitet werden kann, dann versaufen sie alles, was sie haben. Dann nehmen sie Vorschuß und versaufen ihn. Und will ich ihnen nichts mehr geben, dann möchten sie mir das Haus über dem Kopf anzünden. Eine böse Bande. — Und doch sind es bisweilen gute Kerls. Das will ich Ihnen erzählen, Herr Doktor. Ich meine den Kerl, der dreimal bei Ihnen war, mit dem zerschundenen Gesicht."

„Ach ja."

„Sehen's, da bin i vor drei Wochen den Berg runter gestiagn. I war drübn, überm Berg. Es hat sakrisch kalt ghabt. So kalt, daß mir d' Füß und d' Händ ganz steif warn. Glücklich war ich von der andern Seit' obn und war froh, in mei warme Kantin runner steign zu kenna. Stockfinster war's. Der Schnee ist recht hoch glegn, so vielleicht an halm Meter. Herunter war's no vielleicht a halbe Stund, wenn mer mit dem Bergstock recht springt. Auf amal seh i am Boden im Graben an Menschen liegn. Dort an der T a f e l etwa, im Schnee. Wia i zuschau, is es oaner von die Italiener. So a Lakl! Na in döm Schnee wär er dir derfrorn.

I geb ihm an Fußtritt. Er rüahrt sie nöt.

I geb eahm no oan, er rüahrt sie nöt. Da hob i eahm oane auf den Kopf ghaut mit moam Bergstock — na entschuldigen's nur, da heraus bei uns tuat ma scho so. Un es is dös Beste."

Ich nickte ihm zu.

„Da grunzte er a weng, schimpfte auf Italienisch und wälzte sich herum im Schnee, auf die andere Seit. Nun schüttelte ich ihn ganz damisch und hob ihn auf. Er lallte und ich merkte, daß er knallbsoffen war. Ich schrie ihn an. Stehst auf, alter Lump, du bsoffena; da derfrierst ... Er grinste und ließ sich wieder in den Schnee fallen ... Es war mir klar, daß der Kerl da erfrieren tät. Was sollt' ich tun? Runter gehn wollt er nöt und konnt er nöt. Runter gehn, selber und a Bahr holn, dös ging a nöt. Runter hatt' i no a halbe Stund, rauf wieder e ganze Stund und mehr, — bis dahin war er derfrorn. Da probier i's nomal und hab eahm a paar Watschn ins Gsicht gebn und a paar Fußtritt ... nixn hat's gnützt, er is lign bliabn. Da hab i mir denkt, runter kriagn mußt du den Kerl, da herobn krepiert er. Nun hab i ihn packt. Auf die Schultern hab i ihn nöt

nehma kenna, er war zu schwer. A nöt auf d' Arm. Da hab i ihn zwischn sei zwei Füß gnumma, wie man oanen Schubkarrn hinter sich herzieht, und hab ihn abizogn. Meiner Treu, i hab ihn nur ziagn wolln, aber Sie kenna den Weg, Herr Dokta; der is so steil, und da hat sei Gwicht so auf mi druckt, daß i hab springa müssn und mi nimmer hab halten könna. So bin i denn runterglofa, die Füß hab i nöt loslasse und so is der Kerl hinter mir drein kemma.

A wenig hab i aufgschaut, daß sei Kopf nöt auf jeden Stein aufgschlagn hat, der aus dem Schnee rausgragt hat. Aber nach rechts und links is der Kopf geflogn und seine Arm, und mi hat der Kerl so runtergjagt den Berg, daß i glaab, mei Lebtag bin i no net so schnell abi kemma. Ganz gwiß in zwanzig Minuten war i unten mit meim Schubkarrn. Ganz warm is mer worn. Der Kerl aber war so bsoffen, daß i ihn einfach in den Stall nei gschmissen hab wie a Bündel Heu. Im warmen Stall, da kunnt er seinen Saurausch ausschlafen.

Am andern Tag — i hab mi weiter net mehr um ihn kümmert — da kimmt der Kerl auf einmal auf mi zu. I hab ihm dengerscht kaum kennt; schön hat er ausgschaut! Und er red nix, i versteh ihn sowieso net, und er geht in mein Hof und holt sich a Holz vor, das wo klein gmacht wern soll, und er sägt und hackt mir mei Holz klein! Wohl ein Klafter Holz. Aus Dankbarkeit, daß ich ihn nach Haus bracht hab! Sehn's, Herr Dokta, es sind halt im Grund doch recht gute Kerl! — Dann habe i ihn verbunden und zu Eahna gschickt, Herr Doktor ..."

Ich hab' auch noch die Nacht im Wirtshaus zubringen müssen. Erst in der Frühe hat die Wirtsfrau ein Kindlein zur Welt gebracht. Als ich so dort saß, im rauhen Wirtshaus, mitten im Gebirg, in Schnee und Sturm und Kälte, während draußen der See tobte und die Bäume geschüttelt wurden und die Italiener unten heulten und sangen und man keine Ahnung hatte, wann Amerika entdeckt wurde und ob es überhaupt schon vorhanden war, — da hatte ich Zeit, meinen Gedanken nachzugehen. Den Gedanken über unsere moderne Zimperlichkeit, über unsere Unkenntnis des Volkes, des rauhen Gebirgsvolkes, des Menschen überhaupt. Und ich fand kein Ende in der Kette der Gedanken und keinen Schluß über die

Roheit des Wirts und seine Gutmütigkeit. Über die Roheit, mit der er den Italiener behandelte, und über sein instinktives Mitleid, in dem er ihn vor dem Tode bewahrte. Über seine Naivität, mit der er ihn dem Tode aussetzte, gefühllos dessen Kopf an den Felswänden der Alpen anschlagend, ihn hineinwerfend, hilflos, in einen Viehstall, wobei sein Instinkt ihn hoffen und glauben ließ, am Mitmenschen ein gutes Werk getan zu haben. Ich fand kein Glied in der Kette der Gedanken, wie der Italiener das ausgehalten, warum er dem rohen Patronen von Wirt nicht sein Messer in den Leib gestoßen hat, warum er ihm noch ein Klafter Holz wortlos zerkleinerte, trotz dem zerrissenen, blutenden, geschwollenen Gesicht und den zerschundenen Händen, um ihm zu danken. Und meine Logik, meine kleinliche humane Gedankenwelt war so erschüttert, daß ich plötzlich das Gesicht meines italienischen Patienten wieder vor mir sah, mit den Wunden von den Felsen der Alpen. Und wenn ich ihm damals wegen seiner Kopfwunden das rechte Bein abgenommen, ihm sechs Zähne gezogen und vielleicht eine Niere entfernt hätte, indem ich ihm den Bauch aufschnitt und wieder zunähte, — ich glaube, er wäre dann gegangen und hätte den Hut gezogen und gelächelt: „Grazie Dottore".

So vermischten sich in meinem Hirn das Gehörte und die Entdeckung Amerikas und die Unbildung und die Roheit und die Dankbarkeit und tausend andere stürmende Gefühle und Gedanken. . . .

Der Dorfseiler

Es sind ganz gewaltige, stämmige Kerle, die Bauern im Gebirg. Es sind eigentlich keine „Bauern", denn es wird wenig bebaut. Dazu ist der Boden nicht geeignet. Meist sind es Waldbauern, Flößer, Holzknechte, Fischer. Auf den Bergen wird das Holz gefällt, und ist ein Waldbach in der Nähe, werden die Baumstämme dort hineingeworfen und unten im Tal aufgefangen. Das ist der einfachste Transport. Oder wenn der Schnee liegt, fährt der Holzknecht auf dem Schlitten mit vielen Stämmen hinter sich zu Tal ... eine gefährliche Fahrt.

Es sind eingeborene Familien, seit Urgedenken im Ort und Könige in ihrem Besitz.

Mit dem „Stutzen", wie sie das Gewehr benennen, wissen sie vorzüglich umzugehen. Und manchmal habe ich nachts bei meinen Doktorsfahrten einen Mann gesehen, mit vermummtem Gesicht, den Stutzen in der linken Hand. Aber den konnte man kaum sehen. Da ging er eben jagen. Ein jeder; Könige in ihrem Reich. Was kümmert es sie, daß die Jagd verpachtet ist. Das Wild gehört ihnen, das Reh, der Hirsch und die Gemse. Für sie ist das kein Wildern.

Wenn wir am Samstagabend zum Zimmerstutzenschießen ins Wirtshaus gingen, da tauchten die Bauern einzeln auf, schleichend, aus ihren kleinen Häusern und schlichen sich die Dorfstraße entlang, obwohl sie doch ein jeder sehen durfte und der Forstgehilfe sogar Mitglied des Schützenvereins war. Aber ich glaube, die Buben kommen schon zur Welt und halten den linken Arm ganz eigentümlich an die linke Seite, wie es ihnen von den stutzentragenden Vätern und Urvätern hereditär angeboren ist.

Kommt nun ein Fremder ins Dorf und macht sich ansässig, so ist er noch nach Geschlechtern ein Fremdling.

Dort in dem Gebirgsdorf war ein Seiler. Hart am See hatte er ein

Häuschen und ein Gärtchen und den See entlang hatte er sein Werkzeug, mit dem er Stricke drehte. Er ging stets etwa zehn Meter hin und wieder her, Stricke von ebensolchen Längen oder Windungen drehend, und dabei konnte er gut ins Wasser sehen, in dem es gute Gründlinge gab. Auch andere Fische. Die fing er. Das durfte er zwar nicht, denn das Fischerrecht hatte er als Fremder nicht bekommen. Das kümmerte ihn nicht. Er fing sie doch. Und niemand wehrte ihm.

Man merkte sofort, daß er ein Fremder war. Ein jeder fürchtete sich vor ihm. Manchmal hörte man ein fürchterliches Schreien im Dorf; da prügelte er seine Frau.

Ich unterhielt mich gern mit ihm. Erstens verstand er es, ganz besonders gute Fische zu fangen, und trat mir bisweilen solche ab. Dadurch gab es ein wenig Abwechslung im Dorfwirtshaus, wo ich jeden Tag essen mußte. Denn die echten Fischer, die eingeborenen, gaben keine Fische ab, sondern verkauften sie nach München. Sie aßen selbst keine und ihre Frauen wußten sie auch nicht zuzurichten. Die Fische sind da, damit man sie verkauft.

Der Seiler wußte auch alles mögliche zu erzählen und war der gescheiteste Mann im Orte. Warum sich die Bauern vor ihm fürchteten, weiß ich nicht. Vielleicht, weil er der Gescheiteste war. Sie wußten es selbst nicht. Man traute ihm alles zu. Wenn es brannte, hatte er gewiß den Brand verursacht. Das dachten sie, es sagte es aber niemand. War etwas gestohlen, ein jeder vermutete es in des Seilers Wohnung. Kam aber etwas vor im Dorf, was über deren Bewohner persönlichen Horizont hinausging, dann wußte der Seiler allein Bescheid und Weg.

Er war mager und groß.

Die Waldbauern sind oft recht wehleidig. Wenn sie gesund sind, grob, stämmig, trotzig. Sind sie krank, dann „ist's g'fehlt". Dann kriechen sie ganz gottesjämmerlich zu Kreuz. Vor dem Messer des Arztes haben sie heillose Angst – so locker es ihnen selbst im Geraufe in der Tasche sitzt –; sie können eine Blutung überhaupt nicht ansehen, da wird ihnen übel, wie einer Prinzessin, die sich in den Finger geschnitten. Sie können roh sein, ohne sich im mindesten dabei aufzuregen; dem auf dem Boden liegenden

Gegner mit den eisenbeschlagenen Stiefeln ins Gesicht zu treten, einmal und mehrmal, daraus machen sie sich nichts. Weder der mit den Stiefeln, noch der mit dem Gesicht. Und sie haben harte Schädel und sind bald wieder zusammengeflickt — vom Doktor; zusammengepappt mit Pflastern — vom Bader. Öfter von letzterem.

Aber, wenn bewußt etwas mit ihnen vorgenommen werden soll, sind sie sehr wehleidig und laufen am liebsten davon. Sie können auch nicht zugreifen, wenn der Arzt sie zu etwas braucht. Sie bringen eher und geschickter eine vielzentnerschwere Eiche zu Tal, hoch oben vom Berg, als einen verwundeten Menschen in ein Haus.

Da brachten sie eines Tages einen der stämmigsten Burschen, den Karpfler Sepp, ins Krankenhaus zu mir. Er hatte einen Baum gefällt. Der war ihm über den linken Unterschenkel gefallen und hatte diesen total entzwei geschlagen, beide Knochen. Die Enden der beiden Knochen hatten die Haut durchspießt und standen schräg übereinander, außerhalb der blutbeschmierten Haut. Da bedurfte ich eines kräftigen Mannes zum Assistenten, der das Bein fest anzog, damit die zerbrochenen Knochen wieder aneinander kämen, währenddessen ich den Gipsverband anlegte, der nach seiner Erstarrung die Festhaltung besorgte.

Die zwei Bauern, die den Verletzten hereingetragen, nickten auf meine Aufforderung zur Assistenz verneinend mit dem Kopf. Der eine wurde aschfahl, als er helfen sollte, und dann drückte er sich leise davon. Der andere blieb stehen — man sah, welche Überwindung es ihn kostete, und drehte den Hut in den Händen, aber er rührte sich nicht. Die alte Krankenhausschwester war inzwischen im Dorf herumgelaufen, jemanden zur Beihilfe zu bekommen. Sie kam allein zurück. Es wollte keiner darangehen. Die alte Schwester — sie war schon einundfünfzig Jahre lang dort und ganz klein und runzlig — hatte viel Erfahrung.

„Schwester Margaret," sagte sie zur jungen Schwester, „gehen Sie zum Seiler. Sagen Sie, er bekommt zwei Maß Bier, wenn er hilft."

Nun mochten die Schwestern gerade am allerwenigsten mit dem Seiler zu tun haben. Er ging niemals in die Kirche, der einzige im Dorf, in dem selbst der ansässige Doktor, den ich vertrat, jeden Sonntag in der Kirche

Violine spielte. Und da der Seiler der Nachbar des Krankenhauses war, hörten die frommen Schwestern ihn oft genug ganz gotteslästerlich fluchen. Er war also auch nicht einmal fromm.

Aufgeräumt kam er daher. „Na, Karpfler Sepp, was hast gemacht? Geh, mach kei solches G'sicht wie a g'stochens Kalb! Dös wern mer glei ham."

Und er assistierte ganz wunderbar, hielt das schlotternde Bein des Verletzten gerade und so straff, wie er es mit seinen Stricken machte, die er drehte, und tat ruhig, was man von ihm wollte. Dann drückte er dem Bauern, der mehr vor Angst als vor Schmerz fast bewußtlos war, nochmals die Hand: „Pfüat di Gott, Karpfler Sepp," nahm von der Schwester die bereitgehaltenen vierundzwanzig Pfennig für zwei Maß Bier in Empfang: „Dank a schön" und ging heim.

Ein andermal erhob sich auf dem See plötzlich ein Sturm. Das kommt dort oft vor. Die Bauern, die gerade beim Fischfang draußen sind, flüchten dann aufs nächste Ufer. Schwimmen können sie nicht und von dem „kühnen Fischer", der da hinausführe, ein bedrohtes Boot mit Insassen zu retten, liest man mehr in schönen Erzählungen, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Vielleicht gerade deshalb, weil die Bauern die Tücke des Sees kennen, sind sie ängstlicher geworden. Nun, damals war ein Boot mit zwei Fremden draußen. Die Bauern sahen, wie es umhergeworfen wurde und wie hilflos die zwei Insassen waren. Da war es der Dorfseiler allein, der sein schlechtes, selbst zusammengeflicktes, altes Boot losmachte, hinausfuhr über die kurzen Wellen und das Pärchen wohlbehalten heimbrachte. Und er pfiff sein stetes Lied mit verächtlichem Mundzucken und ging heim und prügelte seine Frau, schaukelte seine Buben und drehte seine Seile.

Ich bin überzeugt, er schoß die besten Hirsche in der Nacht; er fing die dicksten Fische und wußte, wann sie am besten anbissen; aß auch selber oft einen guten, selbstgefangenen Fisch, obwohl er kein Recht zum Fischen hatte, als Fremder. Aber es wagte keiner, ihm etwas zu sagen.

Und wenn die Eisenbahn hinkommt an den Ort, und vielleicht ein Dampfschiff auf den See ... ganz sicher wird er Hotelbesitzer dort oder

Kurdirektor oder Dampfschiffskapitän oder er bleibt Seiler und pfeift sein freches Lied, das er immer pfiff, weiter, und sein Pfeifen gilt dem Dampfschiff und dem Pfarrer und der Eisenbahn und dem See und dem ganzen Dorf und allen Bauern und schließlich gilt sein Pfeifen der ganzen Welt und er bleibt ein elender, gefürchteter Seiler bis an seines Lebens ungewisses Ende. —

Das ist die Welt der Knechte

Frühling! Frühling! – Frühling war es. Jetzt – ist gar nichts. Dann kommt der Sommer. Frühling war es. Noch ein jauchzender, lachender, beglückender, himmlischer Frühling im Gebirg, in der Welt des Herrn, da drunten weit, wenn ich vom Fenster, an dem ich saß, hinauslugte. Dort war auch „Land", „das Land"; – aber ich darf es nicht Land nennen, dort war die Welt des Herrn. Ein Frühling dort, wo ich ein Mann war, allein; frühlingsselig, hoffnungsstark. Dann noch ein wahnsinniger Nachfrühling, der mir das Fleisch von Lenden und Hirn zerfraß und dann – hieher geworfen, wo ich bin.

Wo bin ich? Ich weiß es wahrhaftig nicht. Denn ich bin nicht. Ich bin nicht, seitdem ich eingeschlossen auf diesem Sintfluthügel von Sintflutsturm und Regen umbraust und durchschauert bin und mir das Hirn eingetrocknet ist und das Herz. Was ich tue? Ich tue nichts. Ich warte, glaube ich, auf etwas, das kommen soll oder kommen könnte, so etwas vom Himmel. Ich denke, es muß etwas Helles, Glänzendes, Wärmendes sein, etwas Leuchtendes, Strahlendes: Sonne nennt man es. Gibt es so etwas auf der Welt? Sag! Und macht wieder flüssig das, was eingetrocknet ist? Wird das Hirn in meinem Schädel wieder einmal lebendig? Das Hirnfleisch? Es wäre schade darum, wär's nicht so! Warum aber schade? Was ist schade? Nichts als nur das, was man nicht genossen hat. Irgend einen Namen eines Dorfes haben die Lehmpatzen, in die man versinkt, auf die den Blick gesenkt man einherschreitet. Das sind die Straßen dieses Ortes. Und aus diesen Lehmpatzen steigen düstere Wände empor, deren obere Enden sich vermischen mit einer dicken, bleigrauen Decke, und das nennt man Häuser und Himmel, und das Ganze Tag und Nacht bespült von schmutzigem Regen, träufelnd immerfort – das Ganze ist der Ort, wohin es mich verschlagen hat.

Seit acht Tagen stecke ich in diesem Kot, weiß es kaum, fühle nichts als nur die schwere Regenkappe, die mich von oben drückt und in den Schlamm preßt, meinen Körper, mein Hirn, mein Herz; fühle nichts, als daß ich hinabfallen möchte, wie eine Schildkröte, pumps, schwer vom Tisch herunter, anderswohin, wo etwas anderes ist: Sonne und Fleisch und Leben und Wärme und Trockenheit. . . .

Und dann ist sie doch wieder gekommen, meine alte gute Freundin, die Sonne! Still zufrieden, wie ein Kater, wie ein acht Tage aus dem Ei gekrochener Vogel freue ich mich meines Daseins. Lebe so dahin, dem Berufe nach, hier auf dem kahlen Jura, denke nicht viel und bin, glaube ich, still glücklich, daß ich lebe. Lieber wäre ich zwar ein Hahn, der wie ein großmächtiger Pascha daherstolziert, um den sich freiwillig seine Hennen scharen, ohne Streit, ohne Eifersucht, denn er ist ihr Herr. Er soll ihr Herr sein. Sie sollen seine Weiber sein. Sie freuen sich, wenn er sich mit ihnen, der einzelnen, ein, zwei Sekunden abgibt, er, der Stolze! Kein Neid, keine Eifersucht, als wüßten sie, wie viele Pfeile er zu versenden hat. Dann marschierte ich durch den Frühlingswald. Der Boden bedeckt mit Veilchen, denen die Sonne Farbe und Duft ausgesogen hat, da das schattenspendende Baumlaub fehlt. Die Sonne braucht den Duft und die Farbe der Blumen für sich, Veilchenfarbe und Veilchenduft, um sie wieder zu verschenken in tausend Sonnenstrahlen. Darum machen uns die Sonnenstrahlen so glücklich und selig. Darum aber auch bleicht die Sonne alles. Wie die Liebe die Wangen bleicht, um im Liebeserguß das Gewonnene wieder zu verschenken. Aber aus dem erstorbenen Herzen steigt die Liebe strahlend empor in tausend Früchten des Sommers. Dabei ging mir eine Ode durch den Kopf, die mich als Gymnasiasten begeistert hatte: „Leise verhallet der Tag in den Pappelzweigen. Glockentöne wiegen den Wald in Schlummer. Durch des Friedhofs träumende Stille zieht's wie ewige Sehnsucht . . . Aus dem erstorbenen Herzen steigt die Liebe strahlend empor in tausend Blumen des Frühlings."

Ich warf mich ins Gras, rechts und links blaue Veilchen, in dicken Büschen, alle verblaßt, tot geküßt von der heißen Sonne. Und blaue Mägdlein stiegen vor mir auf, heiße glühende Burschen, erinnernde heiße

Studentennächte mit ihren Schwüren und ihrer Tollheit, und siehe da, auf meine Rezeptformulare, eines nach dem anderen, ergoß sich's, da draußen im Wald unter den blütenlosen Bäumen inmitten der blassen, ausgedufteten Veilchen:

Warum sind dir die Wangen blaß,
Glutäugig Mägdelein?
Du liegst im duftenden grünen Gras
Im hellen Sonnenschein.
Warum sind dir die Wangen blaß?
Du lächelst still und fein
Und greifst hinein ins grüne Gras
Und pflückst ein Blauveiglein.
Hältst mir das Veilchen vor das Aug',
Wie deine Wange, blaß ist's auch.
Nun schlingst um mich du deinen Arm,
Dein Atem streift mich lieb und warm.
Von deinem Munde üppig voll
Heiß glühend in mein Ohr es quoll:
Der Sonne heiße Himmelsglut
Benahm dem Veilchen Farb und Blut;
's ist drum so blaß geworden.
Wenn's Veilchen in der Sonne steht,
Gar bald ihm Duft und Farb' verweht,
Lebt besser drum gen Norden!
An Veilchenduft und Veilchenblau
In schattenloser weiter Au
Die Sonne sich erquicket.
In ihrer Strahlen goldner Flut
Der Blumen Duft, der Blumen Blut
Zurück zur Welt sie schicket!
Warum sind meine Wangen blaß?" ...
Da ward das glühende Aug' ihr naß,
„Mein Liebchen willst du's wissen?
Die Liebe ist der Sonne gleich,
Sie machte mir die Wangen bleich

In deinen lodernden Küssen!
Doch wie die Sonne in glühendem Strahl
Versendet, was sie dem Veilchen stahl
An Farbe, Duft und Leben:
So hat die Liebe vieltausendmal
An Glück und Wonne, was auch sonst sie mir stahl –
Uns beiden zurückgegeben. . . ."

Dann schaute ich lange empor zu meiner Freundin, der Sonne, und über die ausgesogenen Veilchen hinweg schritt mein harter Fuß hinunter ins Tal zur alten Bäuerin, ihr ein abführendes Mittel zu geben.

Solches ist das Verlangen der Bauern zur Frühlingszeit.

Der Frühling der Bauern! –

Dann kam die Öde des Ortes, der Regen, die Kälte, die Menschen, die Welt der Knechte.

Ich bin müde. Habe nun gar nichts. Ich lebe des Tages in all dem ländlichen Stumpfsinn. Das ist mein Leben. Heute ist Sonntag nachmittag. Trotz meiner Müdigkeit treibt es mich fort, hinaus, wie wenn ich eine Elektrisiermaschine oder eine Maulwurfsgrille im Leibe hätte, die in einem fort nagt, fort, irgendwohin, und ich muß bremsen und zügeln, mich festbinden, jedes Glied für sich: Die Beine, die möchten laufen, die Hände, die möchten greifen, die Stimme, die möchte schreien und reden, die Augen, die sehen möchten, die Ohren, die hören wollen, den Magen, der etwas Außergewöhnliches verdauen möchte – – und da taucht vor mir auf, weit weg, irgend ein Etwas, ein warmes Etwas, ein Mensch, eine Frau. Ein Etwas für die Hände, die Stimme, die Beine, die Augen, die Ohren, den Magen – das Blut . . . stille von all dem! Bremsen, bremsen!

Da sitze ich mutterseelenallein. Nur der Wind heult und es ist schmutzig draußen, wie immer. Der Wind heult immer da heroben im Krankenhaus, ob es noch so warm und sonnig ist. Der Wind heult. Ob es noch so stark regnet, der Wind heult und überheult den Regen. In alle Stimmungen hinein heult hier ein garstiger Wind. Und schließlich heule ich selbst, heult mein Herz. Und ich starre hinaus in die heulende regengepeitschte Landschaft und aus meinem Herzen schreit es:

Sturm, schüttle die Ähren mit zorniger Faust!
Wind, komme nur über die Höhen gebraust,
Stülpe die Äste mit Zweigen und Blättern.
Hui! gen den Stamm in brausenden Wettern,
Wie den Rock über den Kopf der Frauen,
Bauschig und weit, wie ein Segel zu schauen.
Pfeife und fege weg, was da steht,
Was, dir zu trotzen, weitergeht.
Zeige, Sturm, daß ein Sturm du bist,
Dem Menschen, daß er ein Mensch nur ist!
Seine Ähren schüttle mit zorniger Faust,
Daß vor deiner Macht er ergraust,
Schüttle die Berge, daß sie sich wiegen,
Ich, wie ein Spielball darauf, werde fliegen,
Fort, in die Höhe, mit dir im Flug
Weg wie der Sturm, bin elastisch genug –
Sturm, schüttle die Bäume, daß sie sich biegen,
Schüttle die Berge, daß sie sich wiegen –
Schüttle, schüttle, ich bin auf dem Sprung – ich will fliegen. –

So heulte mein Herz, so wild und so häßlich.

Dann schien ein bißchen Sonne. Aber was hilft's mir hier im Norden, wenn die Sonne scheint am Himmel? Und der Boden Schmutz und Kot nur, und die Menschen alle Lümmel?

Des reichen Brauers Töchterlein stellte mir ein Bierglas auf den Tisch, auf dessen Deckel schön hingemalt der Spruch stand: „Gott segne euern Bund!" Das machte sie so schön, daß ich nicht umhin konnte, zu fragen. Und nun sprudelte es heraus: Vor dem Wirtshaus geht sie, die andere, jeden Abend auf und ab, wenn ich in der Stube sitze. Und sie, die andere, holt höchst eigenhändig jeden Abend das Bier für zu Hause. Und ein schönes blaues Kleid mit weißen Tupfen hat sie sich neulich aus der Stadt kommen lassen. Da habe ich wirklich mein Glück verpaßt! Jetzt weiß ich auch, warum sie sich von mir eine Warze mit dem Messer aus dem Finger schneiden ließ; ein teures Unternehmen, um wenigstens meine Hand in der ihren zu fühlen. Soll ich mein Glück jetzt nicht bei der roten Denun-

ziantin versuchen? Warum so geschäftig, liebes, kleines Ding? Mit deinen siebzehn Jahren! Und ich lächle und träume mich in die Bauernhaut eines Bauernburschen und der Bauernbursch umarmt das Mädchen — — doch von zugedachten fetten Bauernmädchenküssen träumen, davon wird das magere Herz nicht fetter.

Mein Aufenthaltsort ist empfehlenswert zum Besuche allen, als Luft-, Luft-, Unterhaltungs- und Belehrungsort. Droschken und Pferdebahn, Autos gibt es nicht. Aber einen alten Wagen für den Doktor. Dieser kann es wagen, in ihm zu fahren, denn er kann sich ja selbst wieder kurieren, wenn der Wagen zusammenbricht. Verbandzeug hat er stets bei sich. Und für einen Verband muß er dem Doktor nichts zahlen. Aus diesem Grunde, das heißt, weil sie den Doktor vielleicht bezahlen müßten, geht kein Bauer in diese Mietskutsche. Es gibt schöne Schwimm- und Badepfützen für die Gänse; die Menschen brauchen kein Bad, denn sie werden doch wieder schmutzig und auch nicht auf den Markt gefahren zum Verkauf wie die Gänse. Es gibt liebenswürdige Frauen; daß sie weiblichen Geschlechts sind, weiß ich aus meiner ärztlichen Tätigkeit; doch das ist Berufsgeheimnis. Ihre ungekämmten Haare, ihre schwarzen Zähne, ihr beißende Stimme fallen nicht unter dasselbe. Es gibt Bier, selbstgebrautes. Ein vorzügliches Abführmittel! Kartoffel wachsen im Ort, sie sind weich wie Teig; dafür kann man sie rösten. Dann schmecken sie nur nach Petroleum. Eine Apotheke ist da. Der Besitzer beschäftigt sich außer mit seiner Frau (vor kurzem hat er Zwillinge bekommen) mit dem Verkauf von Zigarren, sechs Pfennig das Stück, und Tarockspielen; Zigaretten gibt es auch, nur muß man nach der nächsten Eisenbahnstation — vier Stunden zu Fuß — gehen, dort ist ein Automat mit Schützenzigaretten; zehn Stück für zehn Pfennig. Sie sind gut abgelagert, da der Automat in der Sonne steht, die die Zigaretten schön braun geröstet hat. Wannenbäder gibt es auch dort in der nächsten Eisenbahnstation, aber nicht am Bahnhof, sondern in der Stadt. Dafür aber besitzt hier das Krankenhaus eine große Waschwanne aus Holz. Sie ist ganz rund und steht im Keller in der Waschküche. Wenn die frommen Schwestern sich in den zweiten Stock geflüchtet haben und sich verriegelt haben, dann kann der junge Doktor, wenn er als Gymnasiast im Turnen

recht geübt war, in dieser Wanne baden. Noch besser ist es, wenn man vorher ein Jahr in der Türkei mit unterschlagenen Beinen sitzen gelernt hat; dann kann er mit noch größerer Behaglichkeit das Bad genießen. Dann wird es ein Sitzbad. Holunder blüht auch und Flieder und zwei Hebammen. Ihre Beziehung zum Flieder und Holunder fällt wieder unter das ärztliche Berufsgeheimnis. Kreuzottern liegen bisweilen am Waldesrand, drei Radfahrer hausen im Ort, ein Eisenbahnprojekt, ein Amtsrichter mit merkwürdiger Zehe, wie du später lesen wirst, ein Gefängnis; neulich war auch ein Handwerksbursch in demselben, und ein Kasperltheater auf dem Marktplatz. Gleich zwei Ereignisse auf einmal! Eine Kegelbahn ist vorhanden, auf welcher nur „Pudel" gelten; denn wenn man keinen Pudel schiebt, bleibt die Kugel unterwegs in den Sandlöchern stecken. Die Kugeln sind prismatisch. Sie sollen aber einmal rund gewesen sein. Es ist schon lange her. Vom Doktorsfuhrwerk muß ich nochmal reden. Das Übermaß der Sehenswürdigkeiten erdrückt mich in der Masse des Stoffes, so daß die Aufzählung etwas kunterbunt wird. Die Federn des Wagens sind zerbrochen, aber mit Bindfaden recht gut zusammengebunden. Es lohnt sich nicht mehr, den Wagen auszubessern, der dem Posthalter gehört; da schon zwei Ingenieure angemeldet sind für den Sommer, die Eisenbahn zu projektieren für eine Minderheit der Bevölkerung unter der Führung des Amtsrichters. Nach dem Gutachten dieser Ingenieure soll die Strecke begangen werden, um dann in Erwägung ziehen zu lassen, ob es gelingt, die Mehrheit des Ortes für den Plan zu gewinnen. Der Mehrheit gehört der Landtagsabgeordnete des Ortes an, der dann vielleicht gebeten werden soll, das Projekt in der nächstjährigen Kammersitzung zu vertreten, wobei dann Aussicht sein dürfte, daß die Petition der Regierung zur Kenntnisnahme oder zur Würdigung übergeben werde, worauf dann Hoffnung wäre, wenn der Ort Zuschuß leiste, daß in zehn, zwanzig oder fünfzig Jahren die Eisenbahn in die Nähe käme. Also wozu den Wagen noch mit unnötigen Kosten ausbessern? Leider mußte ich ihn noch benutzen. Dafür aber spannte der Posthalter stets die ältesten Pferde an denselben, damit erstens der Wagen durch zu feuriges Fahren nicht in Gefahr käme, zweitens aber bei dem wahrscheinlichen Unfall kein wertvolles Pferd Schaden

nehme. Aber alte Pferde sind auch störrige Tiere, wie mir scheint. So dachte ich bisweilen, mitten auf der Landstraße, in vielen Ängsten. Doch ich bin darin Laie und kann mich täuschen. Aber froh war ich jedesmal, wenn ich den Karren und den Bindfaden und die Gäule und, last not least, mich wieder zu Hause hatte.

Kranke Menschen gibt es auch dort. Auch gesunde. Wenigstens körperlich gesunde. Mit den ersteren hatte ich mehr zu tun. Aber das war auch nicht so einfach. Dazu ist ein Doktor nicht von vorneherein da, für einen kranken Menschen. Zuerst probieren sie es mit den alten Weibern. Dann holen sie den Pfarrer. Der versteht noch weniger vom Kranksein. Dann kommt der „Doktor von Kitzbach". Dieser Doktor ist ein Bader. Er hat aber ein eigenes Fuhrwerk! Er ist tüchtig! Er sieht immer bald, nach drei, sechs, zehn Wochen, wenn er den Kranken „behandelt" hat, daß dieser bald sterben wird. D a n n läßt er sogar den Doktor, den anderen Doktor holen. Wenn dann der Kranke nicht mehr krank, sondern tot ist, dann sagt er: „Schaust, der Doktor kann auch nicht helfen. Bei mir hat er's wenigstens noch a paar Wochen gemacht. Und beim Doktor ist er bald gestorben." Und er wird hoch gepriesen der „Doktor von Kitzbach".

Die Sache mit dem Bader hat aber noch einen tieferen und ernsteren Grund. Es ist einleuchtend, daß nur in einer Welt der geistigen Knechte es so sein kann, daß der Bader im Wagen und der Doktor zu Fuß praktiziert. Darum erzähle ich hier von ihm. Der Bader darf „praktizieren", so viel er will. Er darf beschwören und Sympathie gebrauchen, er darf die Leute hinsiechen lassen und hilflos lassen, er darf Geld einstecken und kurieren, wie er will; so will es das Gesetz: nur v e r s c h r e i b e n darf er nichts. Da würde er bestraft. Der Bader nun, der sein Geschäft so recht versteht, bringt ein gutes Mittel mit; zum Beispiel ein Öl, in das ein Stein ein paar Stunden lang gesteckt wurde, oder Heuschreckengeist für Lahme: das ist Spiritus, den man über Heuschrecken gegossen hat, die ihre Beinbehendigkeit auf Wunsch des Baders an den Spiritus und damit an den Lahmen abzugeben so liebenswürdig sind, oder ähnliches. Dadurch aber werden die geistigen Knechte in dem Ort, in dem wir da leben, veranlaßt,

überhaupt keine Medizin zu nehmen. Das ist nun ganz gut, im Gegensatz zu solchen Leuten, die absolut etwas „einnehmen" wollen; bei denen ein Mann mit einer Botanisierbüchse und mit Stock und Hut ausgerüstet des Arztes harrt, um dann mit Schätzen in der Botanisiertrommel reich beladen aus der Apotheke zurückzukehren. Oder auch das Gegenteil: Das Herz des Kranken ist aufs äußerste geschwächt, die Füße, Beine, der Leib sind mit ausgeschwitzter Flüssigkeit gefüllt, das Herz ist zu schwach, diese Flüssigkeit fortzuschaffen: „Naa, einnehmen tu' ich nit. Morgen vielleicht." Gut, soll halt der Dickschädel, nachdem die eindringlichste Überredungskunst nichts geholfen hat, bis morgen warten. Morgen — da er immer noch ein wenig lebt — mag er auch nicht. Übermorgen kann er grad noch schnaufen — „naa, jetzt warten mer noch bis morgen." Und morgen, ehe er stirbt, nimmt er schnell noch einen Schluck mit hinüber in die ewige Seligkeit von dem Digitalisinfus, das ihn ein paar Tage früher hätte retten können.

Die Hebamme aber — ein anderes Kapitel in dieser Welt — wird von den Kindbetterinnen gefragt, was der Herr Pfarrer zu bekommen hat, und darum ist der Herr Pfarrer ein guter Freund der Hebamme. Und das ist recht so. Denn der Herr Pfarrer hat Weib und Kind zu Haus — letzteres in größerer Anzahl — da draußen in dem elenden Nest, und das will auch leben. Und wenn die Hebamme irgend eine Unsauberkeit in ihrer Betätigung machte und ein paar Kindbetterinnen sterben und der Doktor dazwischen fährt, dann ist folgendes möglich. Der Doktor ist wohlwollend, und, um das Ansehen der Hebamme nicht zu untergraben, geht er zu dem besagten Freund der Hebamme, dem Herrn Pfarrer, der ja auch sonst einiges Ansehen genießt, und sucht mittelbar darauf einzuwirken, daß die Hebamme sauberer wird, wenigstens in der Praxis. Der Herr Pfarrer aber denkt an Weib und Kind — die eigenen! — und sagt nichts. Und es zeigen sich die Folgen, indem wieder eine Wöchnerin an Kindbettfieber stirbt. Dann muß vom Arzte erst ein Bericht an den Bezirksarzt gemacht werden und ein telegraphischer Bericht der Regierung muß der Hebamme weiteres Amtieren untersagen. Das fährt dann wie ein Donnerwetter ins Dorf und in weitester Umgegend waschen sich die Hebammen wieder einmal die von der Feld- und Dorfarbeit beschmutzten Hände in

Seife, und der Herr Pfarrer die seinigen in Unschuld. Und man beeilt sich, den Doktor stets schleunigst zu rufen.

Wenn aber zum Beispiel der Doktor nicht in die Kirche geht – und das kommt bei den „Doktors" oft vor –, dann läßt der Herr Pfarrer den Doktor gar nicht in den Ort, sondern läßt die Pfarrkinderchen lieber einen anderen holen, der viel weiter weg wohnt und dementsprechend kostspieliger ist. Aber so ein Herr Pfarrer glaubt gar nicht, wie viele seiner Pfarrkinder hinter seinem Rücken zum Doktor in die Sprechstunde kommen und, da diese Zeit ja zum S p r e c h e n eingerichtet ist, dem Zwecke derselben gehörig nachkommen. –

Der Feuerwehrhäuptling und Uhrmacher zugleich, der den altrömischen Namen Titus trug, war ein intelligenter Mann. In seinem Haus muß vor undenklichen Zeiten eine Badeeinrichtung bestanden haben. Ein Gewölbe war noch da und Wasser in der Nähe, das sonst da heroben auf dem Gebirgskamm recht spärlich war. Das Bad muß aus der Römerzeit oder aus der Zeit der Bauernkriege stammen, die hier wüteten. Also schon etliche Zeit. Vielleicht daß es damals die Bauern mehr benötigten, um das adlige Blut von ihren schwieligen Händen abzuwaschen. Denn Blut bleibt Blut, ob blau oder rot. Wie dem auch sei, im Laufe der Zeit war das Bad unnötig geworden. Nun gab es in dem Ort, der sicherlich seit den Bauernkriegen nicht kleiner geworden war, kein Bad und keine Badegelegenheit mehr. Der Amtsvorgänger des Herrn Pfarrers hatte in dem Dorfbach, weit vor dem Dorf, den Bach an einer Stelle etwas vertieft und darüber ein Hüttchen gebaut, um im heißen Sommer den Leib wenigstens bis über die Knie in frisches Wasser tauchen zu können. Die Hütte war verfallen, das Loch im Bette des Baches versandet und die ganze Anlage teilte das Schicksal mit dem des Bades aus dem Bauernkriege. Aber der Titus war, wie gesagt, nicht nur ein guter Uhrmacher, der die Spindeluhren – wohl auch ungefähr aus der Bauernkriegszeit – der Bauern wieder in Stand zu setzen vermochte, sondern auch ein kluger, unternehmender Kopf. Darum war er ja auch Feuerwehrhäuptling. Also an den machte ich mich wegen Einrichtung eines Bades. Mehr wie zwölfhundert Einwohner zählte der Ort. Ich versprach ihm, mit gutem Beispiel voranzugehen. Ich

selbst wollte sein „Etablissement" fleißig benutzen; ich rechnete ihm vor, wie sich die Anlage rentieren würde. Zwei Wannen wären anzuschaffen, die Räumlichkeiten sind da. Und dann noch einiges. Billiges Holz aus den Wäldern und Torf aus den Sümpfen. Der löbliche Richterstand mit Familie, Oberamtsrichter, Amtsrichter, Notar, Sekretär, Gerichtsvollzieher, der Herr Rentamtmann, das Postpersonal, der Synagogenvorstand samt der Gemeinde, der Reichstagsabgeordnete, wenn er von Berlin kommt, um sich den preußischen Staub und Dunst abzuwaschen, der Posthalter und der Apotheker: das wäre eine rentable Grundlage für das Badeunternehmen. Das leuchtete dem Titus ein. Aber er überlegte. Da ich nun wußte, daß ich nicht so lange in dem Ort bleiben würde, bis des Titus dicker Schädel das alles genug überlegt hatte und ich selbst doch des Genusses noch teilhaftig werden wollte, wenn ich des Abends von der staubigen Praxis heimkam, wendete ich stärkere Mittel an. Ich ließ durchblicken, daß ich meinen ärztlichen Einfluß aufbieten, Bäder verordnen würde, ja vielleicht einen Vortrag über die Zweckmäßigkeit des Badens im allgemeinen, der Wohltat der Hautpflege im besonderen zu halten geneigt wäre. Das leuchtete dem Titus wieder ein. Aber er überlegte. Kurz und gut, er überlegt die Sache heute noch und es sind doch schon Jahre hinweggegangen und ich bin aus dem Dorf ausgezogen, ohne beim Titus gebadet zu haben.

Das war wie gesagt, der klügste und unternehmendste der autochthonen Bürger dort droben am Kamme des Jura....

Als meine Zeit der Vertretung um war, bin ich freudig abgezogen. Vorher, einmal dazwischen, nahm ich ein weißes Kätzerl unter'n Arm, steckte mir einen Buschen Feldblumen an die Brust und marschierte hinweg, stundenlang, bis zur Eisenbahn und fuhr fort, bis ich mein Kätzchen und meine Blumen angebracht hatte und zog wieder heim in die Welt dieser Knechte. Das kannst du später lesen. Dann war ich wieder da. Wie eine verschlagene Möwe. Ward nicht heimisch und flatterte herum. In einer Zeit, die ich nicht kannte. Daß ich nicht wußte, ist es Februar oder November.

Die fromme Krankenschwester unter mir im Krankenhaus spielt auf

einem Harmonium. Sie singt Choräle. Es ist abends. Ich sitze am offenen Fenster. Es dämmert. Kein Geräusch. Alles totenstill. Kein Haus draußen, nur Feld ... Ich werde unsagbar traurig in meinem flatternden Möwenherz. Und da, glaube ich, habe ich geweint. Mein zitterndes sechsundzwanzigjähriges Herz weinte und unten sang die Schwester ruhige, entsagende Choräle ... sie war wohl viel älter und hatte es hinter sich....

Und doch! Es gibt nichts Traurigeres als Scheiden. Ich habe es gar nicht schön gehabt hier, über hundert Tage lang. Sie schienen mir hundert Wochen. Und nun ist mir bang vor dem Scheiden. Die Bauern kommen und bitten mich, dazubleiben. Jeder Bekannte, jeder Bauer, jeder Beamte, jeder Kaufmann, die christlichen und die jüdischen. Man hat mich also ganz gern bekommen. Und man vertraut mir. Denn der Bauer ist kein Schwärmer, der aus Höflichkeit jemanden zum Bleiben auffordert. Er will seinen Profit davon haben. Da wurde ich ein wenig stolz.

Dann holten mich die Bauern noch prophylaktisch. Bald da, bald dort, falls das oder das einträte, sollte ich vorher angeben, was dann und dann zu tun sei. Am liebsten hätten sie ein Rezept behalten, gewissermaßen ein Stück vom Doktor selbst, für vorkommende Fälle. So ist man der Herr! Aber auch der Herr trennt sich schwer von den Knechten, wenn er fühlt, daß er ihnen etwas ist. Man gewöhnt sich an so vieles. Auch an das Unschöne. Und schließlich fällt auch die Trennung vom gewohnten Unschönen schwer.

Früh um sechs Uhr ging der Postwagen ab. Um fünf Uhr war ich an der Post. Der Kollege, den ich vertreten, der Posthalter, der Notar, der Amtsrichter, der Apotheker ... alle waren da. Als ich vom Krankenhaus herausschritt durch die Dorfstraße, da schauten verstohlen hie und da Köpfe hinter den Fenstern hervor und nickten mir zu: Adjes! Alte Köpfe, männliche und weibliche, alte und junge. Ein paar waren schon beim Posthalter, so früh, Fleisch zu holen ...!

Es war recht kühl.

Aber mir war auf einmal so frei und so frisch, zum Fliegen. Ich wünschte Sekt. Der Wirt hatte keinen. Schließlich brachte er Wein und eine Flasche Schnaps. Das tranken wir in aller Frühe.

Dann gab es Händedrücke.

Die Dorfstraße hinaus als einziger Passagier im Postwagen fuhr ich; den Weg, den ich so oft gegangen, ein König im Reich. Dann setzte ich mich vor dem Dorfe hinauf auf den Kutscherſitz zum Postillon und überschaute das Reich, in dem ich geherrscht hatte. Da winkten noch vier Frauenhände am Wege, die hier mich erwarteten. Sie warfen mir Blumen hinauf auf den Wagen, und ich warf meinen Hut in die Luft und atmete frei, frei.

Und wie die Möwe, die hoch gekreist, irrend, plötzlich ihr Ziel sieht, so schaute ich gerade aus und hinter mir lagen hundert Tage der Trübsal, lagen Menschen, die über hundert Jahre alt waren, eine Gegend, die noch sichtbar die Spuren des Bauernkrieges trug und die Spuren der Knechtschaft der Zwingherren: in den Kirchen, in den Häusern, in den Einrichtungen, vor allem noch sichtbar die Spuren der alten Jahrhunderte in ihren Herzen.

Die projektierte Eisenbahn

Mit dem Kätzchen unterm Arm –
Die Sonne drückte grell und warm –
Schritt ich durch Wald und Feld und Au,
Das Kätzchen schrie: Miau, Miau.

Als ich es einmal in meinem Dorfe gar nicht mehr aushielt, bin ich früh um drei Uhr fortmarschiert. Es war sehr schwül. Ein Kätzchen, schneeweiß, trug ich unterm Arm. Ich wollte es jemandem bringen, irgend jemandem in der Stadt. War es die Sehnsucht nach der Stadt? Die Sehnsucht, fortzukommen von dem elenden Dorf und seinen Leuten oder die Sehnsucht dorthin, wohin ich jetzt das Kätzchen bringen wollte? Kurz und gut, ich marschierte früh um drei Uhr fort. Erst ging es den Berg hinauf, langsam durch das nasse Gras. Dann kam ich in den Wald. Er war so schwül und feucht, daß man kaum atmen konnte. Und das Kätzchen schrie auch in seinem Körbchen, in dem es wohl noch schwüler war. Schrie immerfort, miau, miau. Ich dachte, es habe das Bedürfnis, einmal herauszukommen, und ließ es ein wenig laufen. Da lief es denn im Wald umher, wie ein Eichhörnchen, und ich hatte Mühe und Not, es wieder einzufangen. Ihm aber schien es im freien Wald recht gut gefallen zu haben, besser wenigstens wie im engen Körbchen, denn als ich es wieder in dieses steckte und weitermarschierte, schrie es gottsjämmerlich in einem fort. Immerfort ganz kläglich, wie ein Sekundenschläger der Uhr, miau, miau, miau. Vier Stunden lang schrie es so fort, nachdem es einmal die Sonne geschaut und den Wald und die Freiheit. Da mußte es denn immerfort jammern im engen Korb nach Sonne, miau, Wald, miau, Freiheit, miau, miau.

Es war zermarternd, dieses stundenlange Klagen. Ich ließ das Tierchen denn auch hie und da wieder ein wenig heraus, wonach es jedoch immer um so ärger schrie. So wird das weiche Herz belohnt.

So vergingen vier Stunden, bis ich mich und mein Körbchen mit dem Kätzchen und meine Sehnsucht zur nächsten Bahnstation brachte. Von dort führte mich der Schnellzug in drei Stunden dahin, wohin ich wollte. Im Wagen ließ ich das weiße Kätzchen laufen, aus Mitleid. Sofort verkroch es sich unter der Bank, kam staubbeladen wieder als graues Vieh hervor, kletterte oben auf das Gepäck der Mitreisenden und wedelte mit seinem Schwanz. Als ich es errötend wieder in seinen Korb stecken wollte, schrie es so gottsjämmerlich, daß ich es wieder laufen ließ, was denn auch die Gutmütigkeit meiner Mitreisenden gestattete. In der Stadt nun trug ich das schmutziggraue, greuliche Tier noch eine halbe Stunde lang; da schrie es so sehr, daß man mir nachschaute; das rosarote Bändchen, das ihm des Forstmeisters blondes Töchterlein umgebunden hatte, war so schmutzig geworden, daß ich es wegwarf.

Ich kam denn acht Stunden nach dem Aufbruch aus dem Dorf dort an, wohin mich die Sehnsucht getrieben. Und das greuliche Tier sprang in dem Zimmer umher wie toll, bis es sich auf einen Schoß setzte, wo es von einer langen, schmalen, weißen Hand so lieb und zärtlich gestreichelt wurde, daß es bald wieder ein süßes weißes Kätzchen ward und schnurrte; schnurrte, wie sein Herr, der es gebracht; schnurrte wie der Teekessel auf dem Tisch, schnurrte wie die Sonnenstrahlen im Zimmer und schnurrte wie das Blut in den Herzen der beiden Menschen.

Dieser schwüle Sommerfrühspaziergang vier Stunden lang, bloß um ein Kätzchen zu überbringen – man wird es glauben, daß dies der Hauptzweck war –, hatte mir für eine Angelegenheit Interesse beigebracht, die das ganze Dorf lebhaft in Aufruhr versetzte.

Seit Jahren projektierte man eine Eisenbahn von meinem Ort zu eben jener Station, zu der ich gewandelt war. Und zwar auf ungefähr demselben Wege, den ich eingeschlagen hatte. Wahrscheinlich hatten noch andere Leute Kätzchen in die Stadt zu bringen. Denn ein jeder Mensch hat sein Kätzchen, und es wäre ja zwecklos, zu leben, wenn man nicht irgend ein Ziel hätte.

Man wollte also eine Eisenbahn bauen und hatte schon jedes Jahr an den Landtag darum petitioniert. Der aber war zähe, da alte Minister, wie

es scheint, für die Transferierung von jungen Kätzchen zu irgend jemandem auf schnellem Wege und für Sehnsuchtseile nicht viel Interesse und wenig Verständnis haben.

Im Dorfe aber war es so: zwei Parteien herrschten. In jedem Dorf herrschen zwei Parteien, in jeder Familie, in der ganzen Welt. Sogar außer der Welt: da ist die eine Partei die Hölle, die andere der Himmel. Die Partei der Alten wollte von einer Eisenbahn nichts wissen. Ihre weißen Kätzchen waren schon groß und alt geworden und hatten keine Zähne mehr und keine Triebe; auch ihre Sehnsucht und ihr Herz und ihr Hirn waren alt und trieblos. Sie schüttelten darum den Kopf, sagten nicht ja und sagten nicht nein. Sie dachten eher nein.

Der Herr Abgeordnete hatte zwei oder auch mehrere Seelen. Der einen Seele schien eine Eisenbahn recht gut und vorteilhaft zu sein für den Ort und das Hinterland. Die andere Seele aber war verwandt mit dem Posthalter, der die Omnibusverbindungen zur Eisenbahn und ins Hinterland besorgte, und war stark konservativ und ängstlich, daß nicht mit der Eisenbahn ein wenig frische klare Luft daherkäme zu seinen Bauern, die er beherrschte. Die hätte ihm ein wenig scharf zusetzen können. Diese konservative Seele flößte der ersteren stets eine gewisse Lauheit ein, so daß er im Landtag das Projekt nicht dermaßen unterstützte, daß man es genehmigte.

Aber die Partei der Jungen war anders. Da war vor allem der Herr Amtsrichter. Zwar hatte er in der Stadt gar nichts zu tun und sollte er einmal später hineinversetzt werden, so würde er auch mit dem Omnibus noch zurechtkommen; und Kätzchen hatte er auch nicht hineinzubringen, denn er war verheiratet — und Kartoffeln baute er nicht und eine Gemüse- und Schweinezucht trieb er nicht. Nur Fleisch hätte er mit einer Eisenbahn besser und schneller bekommen, da ihm der einzige Metzger — der Herr Posthalter — stets aus Bosheit das Filet und ein Hirn oder sonst ein gutes Stück verweigerte und er nur durch Bestellung in der Stadt zu solchen Abwechslungen kommen konnte.

Der Herr Amtsrichter war der eifrigste Verfechter des Bahnprojekts. Du lieber Gott, für irgend etwas, was außerhalb des Berufes liegt, muß

man auch noch Interesse haben und wenn damit ein anderes ehrgeizbefriedigendes Ziel winkt, so wird man sein Interesse umso mehr betätigen. So zeigte der junge Herr Amtsrichter, ein äußerst energischer und ehrgeiziger Mann, seine große Anteilnahme an dem Wachsen, Blühen und Gedeihen seines gegenwärtigen Aufenthaltsortes, des Sitzes eines Amtsgerichts, durch eifrige Tätigkeit für den Bau der Bahn. Auch zur Schulung des eigenen Verstandes, zur Übung der Rednergabe, zum Erwerb eines ruhigen und sicheren Auftretens in einer größeren Versammlung war sein Wirken zweckdienlich: wer weiß, ob ihn nicht noch die fertige Bahn, seine Bahn, als Abgeordneten zur Landtagssitzung fährt!

Der Herr Oberamtsrichter jedoch machte aus seinem Herzen eine Mördergrube. In diese hinein mordete er all seine Gedanken und Pläne seit dreizehn Jahren, seit denen er das Glück hatte, in diesem Neste zu versauern, und selbst beim Bier in seinem monddurchleuchteten Klostergarten, in dem ihm das alte Studentenherz aufging, konnte ich nichts erfahren über seine Bahngedanken. Nur ein Lächeln sprießte auf aus der Mördergrube seines Herzens, ein so vielfaches und vielartiges Lächeln, als er Gedanken begraben hatte und Erfahrungen und Pläne und Hoffnungen in seinem Herzen. Mit diesen waren die Blumen gedüngt, die aus seinem zerquälten Herzen als vieldeutiges Lächeln aufsprossen.

Mein Glück war, wie schon öfters erwähnt, nicht von jener Welt, jener Dorfwelt. Mich ging die Angelegenheit wenig an. Mein Besuch führte mich zu den Jungen, wie zu den Alten und jeder hielt mich für seinen Freund, vielleicht auch keiner. Aber jener schwüle Sommertag, den ich durchlaufen mußte, hatte mein Interesse an der Eisenbahn geweckt. Ich beteiligte mich an den Wirtshausgesprächen, freute mich, wenn ich hörte, daß eine Haltestelle gerade dorthin kommen sollte, wo ich seinerzeit für das Kätzchen eine Haltestelle gemacht hatte, freute mich für meinen Kollegen, der dann zur Impfung nächstens per Bahn fahren könne, ebenso wie die Hunderte von Müttern mit ihren Kindern, die bis jetzt alle zu Fuß in das nächste Dorf hatten gehen müssen. Da wurde über diesen und jenen Acker gesprochen, über den die Linie gehen solle, über Steigungen

und Kilometer und Entschädigung und immer mitten drin übertönend die Reserveleutnantsstimme des Amtsrichters.

Der große Tag ging endlich auf, an dem ein Anfang ward. Der große Tag für den Herrn Amtsrichter. Die Ingenieure aus der Stadt sollten kommen, um die Gegend zu inspizieren, die Felder und Bäche und Brücken zu beschauen, zu berechnen – kurz, der allererste sichtbare Schritt. Der Herr Amtsrichter war feuerrot vor Aufregung. Eine ganze Woche lang hatte er in eigener Person die erwähnte vier Stunden lange Strecke nach allen möglichen Richtungen durchlaufen, jede freie Stunde war er draußen, bald in diesem Wald, bald in jenem, orientierte sich über dieses Feld, jene Wiese, bis er todmüde nach Hause kam. Seine arme Frau mußte ihn des Abends ganz zerschlagen in Empfang nehmen, nachdem er seine zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer des Tags über durchlaufen hatte. Ob seine später erkrankte große Zehe, von der ich noch berichten werde, mit diesen Märschen zusammenhing, ist nicht so kurzweg von der Hand zu weisen. Abends saß er dann noch bei der Lampe und studierte die Eigentumsverhältnisse der zu durchquerenden Gegenden und rechnete ...

Heute also kommen die Ingenieure. Der Amtsrichter war wohl vorbereitet und konnte gut Bescheid geben. Über dem Dorfe und seinen Bewohnern lagerte eine merkwürdige Stimmung. Die versteckten Gegner der Bahn sagten gar nichts. Sie warteten. Die Freunde derselben waren auch ängstlich: ob nicht doch die anderen recht hätten, die da spotteten, ob man für den Transport der paar Säcke Kartoffeln, die der Bote wöchentlich zweimal fortfuhr, für das Vieh, das man so bequem hineintreiben konnte, oder für das Wenige, das man aus der Stadt bezog, den Aufwand einer Eisenbahn brauche. Es lag wie ein Gewitter über dem Dorf, etwas feierlicher, wie die Stille vor einer Schlacht.

Ich hatte tagsüber außerhalb des Ortes zu tun. Abends im Hirschen, einem niederen, rauchgeschwärzten Lokal, war großer festlicher Empfang der Herren Ingenieure. Ich ging natürlich auch zur Versammlung, die Männer zu sehen, die den künftigen Geschlechtern den Transport eines weißen Kätzchens erleichtern sollten.

Freund und Feind saßen beisammen. Der Bürgermeister war ein Feind

des Projektes von jeher. Warum, weiß ich nicht. Er selbst wußte es wohl auch nicht. So eine Eisenbahn, du mein Gott, so etwas Neues! Was das alles für Änderungen geben würde in dem gutgeordneten Gemeindewesen. Und überhaupt!

Neben ihn kam ich zufällig zu sitzen. Es wurde fürchterlich voll in dem pfeifenrauchdurchtränkten Saal. Es wurde viel von dem bitteren Dorfbier getrunken und viel geredet. Dann erhob sich der Herr Amtsrichter und es wurde still. Schneidig hieß er die Ingenieure willkommen und warf einen Rückblick über die Bahnbewegung und sprach von der Zukunft. Die begrüßten Herren war nicht wenig stolz auf den Empfang; und dieser geweckte Stolz verlieh ihnen eine besondere Würde; auch ihre Stadtwürde gegenüber den Bauern trat deutlich hervor. Das ergötzte mich ungemein. Ich saß in der Joppe mitten drin, selbst ein Bauer. Auf einmal ging eine merkwürdige Verwandlung in mir vor. Das Ganze erschien mir eine so ergötzliche Komödie, die schönen Worte des Herrn Amtsrichters an ein paar Ingenieure, dies ganze Schilda mit seinem Für und Wider, das dunkle bittere Bier, die stickige Luft, die zwei Petroleumlampen, die Bauernschädel und ich selbst, so hineingeschneit, so ganz unzugehörig in dies ganze Geschehen — —da packte mich plötzlich die Lust, mitzuspielen in dieser Komödie.

Ich stieß den Herrn Bürgermeister an. Seitdem ich ihm seine „Kopfhämorrhoiden", die der Bader diagnostiziert und auch lange vergeblich „behandelt" hatte, die aber ein einfacher Augenkatarrh waren, vertrieben hatte, stand ich in sehr hohem Ansehen bei ihm.

„Herr Bürgermeister, Sie müssen auch etwas reden! Sie sind doch der Bürgermeister hier! Die erste Person im Ort!"

Das stachelte ihn gewaltig an. Ich, der Doktor, nannte ihn den ersten Mann im Dorf, ihn, den Bauern... Er fühlte sich plötzlich gehoben, fühlte sich als Herr und Herrscher über all die Bauern da, er, der B ü r g e r m e i s t e r. In demselben Moment ward er ein anderer. Vom Saulus war er ein Paulus geworden. Er konnte doch nicht gut eine Rede g e g e n die Eisenbahn halten, dessen allein war er sich klar. Also mußte er für dieselbe eintreten. Daß er etwas reden sollte, hatte ich ihm sugge-

riert. Daß er es tun müsse und wolle, wußte er. Aber, was er sagen solle, das wußte er nicht. Davon hatte er keine Ahnung.

Da hob sich mir die Brust. Ich war mir bewußt, ich bin der Regisseur der ganzen Komödie. Was ich ihm einsage, wird er reden. Was der Bürgermeister redet, wird getan werden.

„Stehen S' nur mal auf, Herr Bürgermeister, wenn Sie erst mal stehen, dann geht es leicht."

Da stand er schon und wußte nicht, was und wie. Ich klopfte schnell mit meinem Bierdeckel recht kräftig und rief: „Silentium für den Herrn Bürgermeister!"

„Um Gottes willen, sagen S' mir ein, Herr Doktor," flüsterte er mir zu.

Und ich sagte ihm ein und er buchstabierte mir nach.

„Meine Herren!"

„Meine Herren!"

„Ich, als Bürgermeister . ."

„Ich, als euer Bürgermeister . ."

„. . heiße Sie, meine Herren, in unserem Orte herzlich willkommen."

„Heiße Sie, meine Herren, in unserem Ort bestens willkommen, mit Gruß!"

„Meine Herren!"

„Meine Herren!"

„Wir sind so zahlreich versammelt, daraus mögen Sie das Interesse ersehen, das die ganze Gegend an einer Eisenbahn hat."

Das sagte er ziemlich wörtlich nach. Ich brummte es immer vorher in mein Bierglas hinein.

„Was kann eine Eisenbahn aus unserem Orte machen! Unsere Ernte können wir besser verkaufen, aus dem Hinterland müssen die Leute alle hierherkommen, an die Bahn."

„Unser Vieh können wir besser verkaufen, Ochsen, Kälber, Kätzchen . . ."

Auch das sagte er nach. Er merkte es nicht einmal. Was mir gerade ein-

fiel, sagte ich ihm vor. Er aber war bald nicht mehr imstande, längere Sätze nachzusprechen. Daher kürzte er sie ab und gab nur gewissermaßen einen Extrakt meiner Worte. Dabei strahlte ihm die niedere Petroleumlampe direkt ins Gesicht, von dessen stoppliger, brauner Haut die Schweißtropfen herunterliefen. Als ich glaubte, daß er genug gesagt hätte, sagte ich: „So, jetzt machen wir Schluß."

Da sagte er: „So, meine Herrn, jetzt mach' mer Schluß!"

„Und so, meine Herrn, begrüße ich Sie nochmals, meine Herrn, ich, der Bürgermeister von Niedersdorf."

Die Ingenieure haben wohl ein bißchen gelächelt. Noch mehr aber mochte der Herr Amtsrichter gelächelt haben, denn er merkte meine Bevormundung und hatte doch den Bürgermeister stets zum Gegner gehabt. Am meisten aber müssen die anderen Herrn Bauern erstaunt gewesen sein, ihren Bürgermeister als Redner für die Eisenbahn zu hören.

Ich weiß nicht, ob mir der Herr Bürgermeister Dank wußte für meine Beeinflussung. Sicherlich wußte er nicht, was er alles gesagt hatte, war aber stolz, daß er überhaupt „geredt" hat. Wir saßen noch lange beisammen beim Bier und Pfeifenrauch und Petroleumqualm.

Andern Tags und die weitern Tage wurde die Strecke begangen, immer wieder, immer wieder, und es wurde gemessen und planiert. Oft bin ich bei meinen Besuchen über Land den Leuten begegnet, der Herr Amtsrichter war immer bei ihnen. Das ganze Dorf war nun eifrig bei der Sache.

Dann reisten die Ingenieure ab. Es kamen Rechnungsüberschläge und sonstige Dinge und es wurde still von der Eisenbahn.

Und auch ich reiste ab eines Tages. Heidi in die weite Welt, ohne junges weißes Kätzchen, und saß oben beim Postillon auf dem Bock früh, ganz früh, und der Herr Kollege und der Herr Apotheker und der Herr Rentamtmann und der Forstmeister und der Posthalter und alle waren schon da in aller Früh, und dann knallte der Schwager frisch in die Luft und wir fuhren davon, heidi, und des Forstmeisters Töchterlein winkte hinterm Fenster, und noch manches andere Köpfchen, und ich fuhr dahin, wo das weiße Kätzchen inzwischen größer geworden ist.

Dann vergingen Monate und Jahre. Der Herr Amtsrichter ist inzwischen mit dem Postillon zur selben Station gefahren, und neulich bin ich ihm begegnet, hier in der großen Stadt, wo er Oberamtsrichter geworden ist. Er ist nicht Landtagsabgeordneter geworden, und es ist die projektierte Eisenbahn nicht gebaut worden, was ich nebenbei erwähnen will.

Die geleimte Zehe des Herrn Amtsrichters

Der Herr Rentamtmann, der Herr Apotheker, der Herr Amtsrichter, der Herr Forstmeister, der Herr Notar, heute ausnahmsweise auch der Herr Gerichtsvollzieher, und ich, der Doktor, wir saßen im Wirtshaus am Honoratiorentisch. Heute, weil Dienstag war, beim Hirschenwirt. Das war nämlich so: Am Montag kamen wir in der „Post" zusammen. Da aber fehlte jedesmal der Herr Amtsrichter. Denn er hatte sich mit dem Posthalter überworfen. Dafür bekam er nie von dem Herrn Posthalter, der zugleich Metzger war, ein gutes Stück Fleisch. Besonders niemals Leber und Lunge oder Filet, was er sich von der Stadt kommen lassen mußte, wenn ihn oder seine Frau danach gelüstete.

Also der Herr Amtsrichter kam am Montag abend nicht in die „Post". Da wandelte er allein spazieren, auf den Berg der Ortschaft, und nahm sich zur Begleitung den Hund des Herrn Forstmeisters mit. Dafür aber ging Montag abend in die „Post" der Herr Oberamtsrichter, und nur dahin. Denn der Herr Oberamtsrichter stand mit dem Herrn Amtsrichter auch nicht auf gutem Fuß. Sie waren im Bureau ungemein höflich zueinander, so höflich, wie man es einzig nur auf dem Lande sein kann; aber sie waren bös aufeinander. Und das wieder war so gekommen. Man hatte einen Lesezirkel gegründet. Auf dem Umschlag der Mappe standen die Namen der Teilnehmer. Solange der „Simplicissimus" und die „Jugend" noch nicht dabei waren, auch der Herr Pfarrer. Natürlich als erster Name der des Herrn Oberamtsrichters. Und dann kamen dem Range nach die Namen der anderen. Als aber einmal der Umschlag zerrissen war, hatte der Amtsrichter einen neuen gestiftet und die Teilnehmer alphabetisch geordnet. Dadurch aber kam der Herr Oberamtsrichter hinter den Notar zu stehen, und von da ab war er böse und ist aus dem Zirkel ausgetreten. Übrigens wurde die „Jugend" wieder ab-

bestellt, als man einmal bemerkte, daß ein kleines Mädchen beim Weitertragen der Mappe sich die Bilder des Blattes besah. Ich weiß nicht, was aus dem Mädchen noch geworden ist.

Also seit dieser Geschichte geht der Herr Oberamtsrichter in die „Post" und der Stammtisch am Montag zu ihm dorthin, ohne den Herrn Amtsrichter. Am Dienstag aber trifft man sich ohne den Herrn Oberamtsrichter im „Hirschen". Da nun führte der Herr Amtsrichter das große Wort. Eine sehr verwickelte Geschichte, wie man sieht.

Ich selbst war durch Zufall in das Nest geraten. Vertretung eines Kollegen auf ein paar Monate und so weiter. Das ist Nebensache. Die Hauptsache ist, daß ich mehrere Monate dort war. Anfangs noch saß ich abends im Krankenhaus in meinem Zimmer; studierte die kleine Bibliothek des Kollegen durch und starrte bisweilen hinaus aus dem Fenster. Dieses „Hinaus" aber bestand aus einem Lehmfeld mit Kohlraben bepflanzt. Dieses Feld stieg gerade vor meinem Fenster sanft in die Höhe, so daß hinter ihm direkt die Welt aufhörte. Der Gesundheitsrat des Ortes hatte das Krankenhaus auf diesen Hügel vor dem Dorf postiert, knapp vor der Spitze desselben, so daß ich beim Hinauslangen aus dem Fenster fast den Hügel ergreifen konnte. Das war sehr gesund für die Kranken, gesund auch für den Ort, aber sehr einsam für den Arzt, der dort wohnen mußte. Also die Aussicht war brustbeengend, die auf die Kohlrabenwand. Nach acht Tagen wußte ich genau die Zahl der Kohlraben, kannte ganz genau die zwei Raben, die sich pünktlich auf dem Felde einstellten, und wußte genau, wann ein grauer Kater über das Feld hinüberschlich, hinunter ins Dorf, zur Geliebten. Der Glückliche!

Die Bibliothek hatte ich durchgelesen. Vom Briefschreiben und Gedichtemachen kann der Geist auf die Dauer nicht leben. Und die Kohlraben hatte ich schon alle einzeln besungen, auch die zwei Raben und den Kater und seine Liebe. Andere Anregung gab's nicht.

Ein halber Bauer war ich auch schon geworden. Trotz der gegenteiligen ernsten Vorsätze. Zu welchem Zwecke zum Beispiel die Bauern mit Manschetten besuchen, wenn kaum ein Tisch da ist, um sie bei gewissen Manipulationen abzulegen? Warum die feinen Stiefel anziehen, wenn man

nach drei Schritten durch den Lehm gewatet und mit ihm bedeckt ist? Und warum im schwarzen Rock gehen, wenn du dich mit ihm kaum durch die Türe zwängen kannst? So war ich denn auch schon in der Lodenjoppe zu meinen Kranken gegangen und für die glückliche Niederkunft der Kuh eines Dorfbewohners, für den Bierpreis von elf Pfennig für das Glas, für die notwendige Ausbesserung der einzigen Kegelbahn in dem Orte hatte ich auch schon das nötige Interesse gewonnen. Dazu regnete es abscheulich, trostlos, wochenlang — kurz und gut, ich stellte mich denn auch im Wirtshaus ein. So schwinden Vorsätze.

So geht es im Leben. Natürlich war ich Respektsperson. Die Bauern standen auf, wenn ich ins Wirtshaus kam. Die Wirtin wischte schnell noch mit ihrer Schürze den Stuhl ab, auf den ich mich setzen wollte.

Am Stammtisch war ich ein sonderbarer Mensch. Von der unendlichen Zuvorkommenheit, die jeder zur Schau trägt, von der ängstlichen Leisetreterei, der vorsichtigen Ausdrucksweise des einen gegen den andern, hat nur der eine Ahnung, der die Klatschsucht in den kleinen Orten kennt. Gegen ein Erkanntwerden, Ausspioniertwerden, das einen zum Gegenstand des Klatsches machen kann, hilft nur einigermaßen diese gegenseitige Zuvorkommenheit. Eine Opposition an solchem Tische gibt es nicht. Nur wenn die acht oder zehn Stammgäste paarweise durchs Dorfdunkel sich heimtasten, dann feiert die unterdrückte Seele im Schutz der finsteren Nacht Orgien im Klatsch über die sechs oder acht, mit denen man gerade heute nicht heimwandelt.

Also ich war ein sonderbarer Mensch. Ich nahm mir kein Blatt vor den Mund. Denn erstens war ich der Doktor an sich. Zweitens aber hatte ich es nicht nötig: ich war der einzige Arzt und man brauchte mich eben trotz allem. Und ich, ich brauchte nichts von den Leuten. Zumal ich wußte, daß ich jeden Tag mein Bündel schnüren konnte. Mein Glück war nicht von dieser Welt. Das gibt Auftreten. Der Apotheker zum Beispiel, der war ganz krumm und klein. Er hatte vor lauter Bücklingen vor dem Arzt, damit er beim Rezeptschreiben ein wenig auf ihn Rücksicht nehme, eine Neigung nach links bekommen. Aber er mußte sich auch bisweilen nach rechts bücken vor dem Bader von Grotsbach, der in der Gegend herumkur-

pfuschte und manches Rezept in der Apotheke machen ließ. Daher hatte der Apotheker eine Knickung nach rechts bekommen. Da er sonst nicht viel anzufangen wußte, hatte er in drei Jahren vier Kinder bekommen, einmal darunter Zwillinge. Daraus resultierte eine bleibende Knickung nach vorn. Kurz, er war ein ganz wackliger Kerl. Dabei ging das Geschäft schlecht, und mitten im Tarock, wenn er gerade einmal einen Trumpf hatte, kam gewiß jemand an ihn heran: er solle gleich zur Apotheke kommen. Und er warf alles hin und rannte, um ein Brausepulver für drei Pfennige zu verabreichen. Auf solche Scherze aber fiel er immer wieder herein.

Das also war der Apotheker. Er hatte sich zu meinem freiwilligen Adlatus gemacht und begleitete mich jede Nacht nach Hause auf meinen Kohlrabenberg ins Krankenhaus. Auf diesem heimlichen einsamen Weg konnte er einmal weidlich schimpfen auf das verfluchte Nest, auf den rechthaberischen Amtsrichter, den eingebildeten Notar, den trottelhaften Rentamtmann und alles, was drum und dran hängt. Morgen bückt er sich wieder vor ihnen und schimpft auf meine Rezepte. Dadurch hatte er eine Knickung nach hinten bekommen. Er war der einzige Zigarrenlieferant des Ortes, das heißt aus Liebenswürdigkeit gab er mir von seinen eigenen Zigarren ab; sie kosteten sechs Pfennig das Stück. Schokolade und Wein führte er auch. Die Zigarren mußte ich rauchen, wenn meine ausgegangen waren. Ich habe mich auch d a r a n gewöhnt.

Doch ich muß zur großen Zehe des Herrn Amtsrichters kommen!

Durch mein Erscheinen im Orte hatte das Wirtshausgespräch schon eine etwas andere Richtung bekommen. Es war wieder einmal etwas Neues. Die geringe Skat- und Tarockleidenschaft meiner Studentenzeit war im Laufe der Zeit nicht größer geworden. So mochte ich die schmutzigen, stets neu gepreßten Dorfspielkarten auch nicht in die Hand nehmen. Es wurde infolge dessen nicht mehr gespielt, sondern gesprochen. Natürlich von Politik. Man glaubt gar nicht, wie viel Politik in den Dorfwirtshäusern gemacht wird. So ein Amtsrichter auf dem Dorf, das ist jedesmal ein verkannter Bismarck. Mit einer gewaltigen Autorität weiß er seine Gedanken vorzutragen. Die Bauern an den nächsten Tischen reißen Mund und Augen auf, und wenn er zufällig mal hinüberschaut — das kommt

öfter vor —, dann nicken sie beifällig und zustimmend. Bei der Wahl aber wählen sie den Kandidaten des Herrn Pfarrers. Doch das gehört noch immer nicht zur großen Zehe des Herrn Amtsrichters.

Einmal sprachen wir über die Franzosen. Am Biertisch des Landes spricht man noch über den Krieg von 1870/71. In dreißig Jahren wird man über die Buren sprechen. In fünfzig Jahren über den Weltkrieg.

„Die Franzosen, die Kerle," meinte der Herr Amtsrichter. Er war übernational und hoffte noch einmal Landtagsabgeordneter zu werden. „Die Kerle, diese Feiglinge, wie sie 70 davongelaufen sind, Tausende vor einer Handvoll von unseren Soldaten."

„Na," meinte ich, „gar so große Feiglinge sind die französischen Soldaten nicht!"

„Was," schrie der Herr Amtsrichter, „Kerle und Feiglinge sind sie, die Franzosen." Der Herr Amtsrichter war auch Reserveleutnant.

„Sie als gebildeter Mann," erwiderte ich, „müßten doch aus der Geschichte wissen, daß der französische Soldat ein sehr tapferer Mann ist. Und noch mehr. Verstehen Sie denn nicht, daß Sie unsere schöne deutsche Armee beleidigen, wenn Sie sagen, die Franzosen seien ohne weiteres davongelaufen? Der Ruhm, eine tapfere Armee besiegt zu haben, ist doch größer, als der Sieg über Feiglinge."

Das mußte ihm einleuchten, denn er schrie ganz fürchterlich, indem er auf den Tisch schlug: „Sie wollen die Franzosen verteidigen, diese Lackel, diese Lümmel; Sie sind ein Franzosenfreund!"

Er schrie sich purpurrot, während alles schwieg. Ich ließ ihn ruhig ausschreien. Dann stand ich auf. „Herr Amtsrichter, Sie haben unrecht. Denn Sie schreien. In den Kreisen meines bisherigen Verkehrs herrschte ein anderer Ton, wie der Ihre. Ich empfehle mich Ihnen, meine Herren!" So offenbarte sich meine 26 Jahre alte stürmische jugendliche Seele.

Ich schritt vergnügt lächelnd durch die dunkle lehmige Dorfstraße, mich vorsichtig an den herumstehenden Wagen vorbeitastend, die mir schon bekannten Pfützen überspringend, nach Hause. Heute ganz allein, denn niemand hatte es gewagt, mir seine Begleitung anzubieten. Ich hatte mir vorgenommen, nun gewiß nicht mehr abends ins Wirtshaus zu gehen.

Andern Tags schlich sich der Apotheker zu mir: „Recht ham's g'habt, daß Sie's dem Amtsrichter mal g'sagt ham. Alle hamm sich g'freut. Wir können ihm so was nicht sagen. Das geht nicht."

Nachmittags kam der Gerichtsvollzieher, als er wußte, daß der Amtsrichter außer Dorf war, und sagte Ähnliches. Und sie kamen alle, alle, die damals dabei waren. Der Herr Oberamtsrichter aber grüßte mich noch einmal so freundlich und abends mußte ich bei ihm zu Nacht essen und dann saßen wir zwei in seinem großen alten Klostergarten und sangen Kommerslieder hin übers ganze sternenbestrahlte Dorf bei einer Petroleumlampe und das Töchterchen begleitete uns mit der Zither. „Denkst du daran, Genosse froher Stunden" ... Ich glaube, der alte Oberamtsrichter weinte sogar und unzählige Male stieß er mit mir an und immer von neuem wurde Bier geholt, von drüben aus der „Post". Oh, es ist auch manchmal schön, da draußen auf dem Land ...

Der Herr Amtsrichter aber war wirklich und wahrhaftig böse auf mich. Er grüßte mich nun auch schrecklich höflich. Was kümmerte es mich?

Dann bat man mich, ich möchte doch wieder des Abends kommen. Mir war's recht. Unter einer Bedingung: wenn stets Tarock gespielt würde. Das war eine große Freude, daß ich selbst nun zum Spiel veranlaßte und kommen wollte. Ich, der ich nie spielte! Aber ich sah ein, es sei besser, auf dem Lande zu den Zigarren des Apothekers in der Lodenjoppe Tarock zu spielen, als zu philosophieren. So schwinden Vorsätze.

„Na, machen wir e Taröckle?" sagte der Apotheker, wenn wir unser Bier bekommen hatten. Und wir „machten ein Taröckle".

Der Herr Amtsrichter aber war krank. So hörte ich. Er hatte die Gicht. Na, das war mir auch recht. Er war ein recht tapferer Mann, Reserveleutnant. So ertrug er denn die Gicht, ohne den Arzt holen zu lassen. Denn der Arzt war i ch.

Ich mußte darüber lächeln.

Eines Tages aber kam die Magd des Herrn Amtsrichters mit einer schönen Empfehlung des Herrn Amtsrichters, ich möchte mich doch bald zu ihm bemühen.

Ich mußte wieder lächeln. Denn ich wußte vorher, daß ein Amtsrichter

eher zu einem Doktor, als ein Doktor zu einem Amtsrichter zu gehen nötig hat.

Ich eilte zu ihm. Er lag im Bett.

„Nun, Herr Amtsrichter?" streckte ich ihm lächelnd die Hand entgegen.

Er lächelte auch, aber etwas bittersüß. „Da, Herr Doktor, schauen's meine Zehe an. So ein Himmels-Herrgotts-Sakramenter!"

Die rechte große Zehe des Herrn Amtsrichters war dick angeschwollen, gerötet und die zarte Haut hing in Fetzen herunter.

„Was haben Sie denn da gemacht?"

„Ja, wissen Sie, Herr Doktor, ich hatte einen Gichtanfall. In der großen Zehe. Sakrisch hat's weh getan. Aber ich bin hinüber ins Amtgericht gehumpelt. Zwei, drei Tage lang. Dann mit dem Stock, dann ging's nimmer. Was aber tun? Wen um Rat fragen?"

Ich lächelte. Er schaute mich so von unten her seitlich an.

„Na, ja. Eben!" meinte er. „Da hab' ich einen Handwerksburschen drei Tage einsperren lassen. So ein Herrgotts-Himmels-Sakramenter! Der hat gemerkt, wie ich herumhumple. Und der Herr Handwerksbursch, der hat mir geraten, ich solle heißen Leim auf die Zehe gießen; das wär' gut; das hab' ich getan."

Ich lächelte wieder. Er fuhr fort:

„Na ja, was wollte ich anders tun? Ich habe mir Leim gekocht. Die Zehe hat schon vorher so weh getan, daß ich glaubte, ärger kann's auf keinen Fall werden. Ich sag Ihnen aber, Herr Doktor, mit dem Leim, ich bin rein in die Luft gefahren. Ich hab' geheult wie ein Schloßhund, und dann hab' ich den ganzen Leim wieder heruntergerissen und da, da schauen's her, da ist die ganze Haut mit heruntergegangen mit dem Leim.

Und jetzt, jetzt helfen's mir halt, ich kann mir nimmer helfen."

Nun mußte ich aber trotz des armen Herrn Amtsrichters Zehe so lachen, daß mir die Tränen kamen.

Er sah mich ganz wütend an, mußte aber schließlich auch lachen.

Ich sagte: „Das kommt von den Franzosen, Herr Amtsrichter!" — Dann kam ich täglich zu ihm und beschaute mir die allmählich heilende ge-

leimte Zehe des Herrn Amtsrichters. Ging auch einige Male des Abends statt ins Wirtshaus zu ihm und leistete ihm Gesellschaft.

Später im Wirtshaus spielten wir zusammen Tarock: „Trumpf; Sie kommen heraus, Herr Amtsrichter. Prosit, Herr Amtsrichter." Das war so unser Gespräch.

So saßen wir noch wochenlang beisammen, abends im Wirtshaus oder im Wirtshausgarten beim Tarock. Am Tage er in seiner Amtsstube. Ich meist über Land oder im Krankenhaus auf dem Berg. Und im Dorf freuten sie sich, daß ich es dem Herrn Amtsrichter „einmal ordentlich gesagt hatte". Und daß wir jetzt so befreundet waren. –

Die Laubfrösche im Darme des Katers

Mein Kater Peter hat meine zwei Laubfrösche gefressen. Eigentlich ist der Peter gar kein Peter mehr. Denn ich habe ihn seinerzeit kastriert, aus verschiedenen Gründen. Aber in einer Nacht hat er die Laubfrösche gefressen. Schon immer hat er die zwei possierlichen Kerle mit seinen großen Augen liebkosend angesehen. Der eine war ein brauner Laubfrosch und von gewöhnlicher Größe. In letzter Zeit wurde er etwas grüner. Der andere war ein Zwerg unter den Laubfröschen. Ganz grün, aber nicht größer wie der Nagel des kleinen Fingers eines Frauenarztes. Wenn ich eine Fliege in den Käfig gab, schaute sie der große Laubfrosch erst behaglich an, wie der Vater am Tische den guten Gansbraten, wenn er aufgetragen wird. Der Vater sieht ihn gemächlich an und wartet geruhig, bis ihn die Mutter aufschneidet. Der Vater ist ganz gewiß, daß er den besten Bissen bekommt und er genießt schon im vornherein langsam den duftigen Braten. Aber der kleine Bubi, der macht große Augen und kann es nicht erwarten, bis er sein Teil bekommt, und hebt schon voreilig den Teller der Mutter entgegen. So zappelte auch der kleine Laubfrosch, der kleine, grüne, wenn die Fliege kam, und sofort stürzte er sich mit einem fürchterlichen Satz auf dieselbe. Meist aber war sie zu groß für seinen kleinen Mund und für seinen kleinen Magen und dann war es zu possierlich, wenn er die Fliege nur zum Teil im Mündchen hatte und, um sie hinunterzuschlingen, wie ein Boxer mit beiden Fäustchen der Vorderfüße den noch außen befindlichen Teil der Fliege in das Mündchen hineinstopfte, wie ein kleines Kind, welches den Brei in den Mund stopft. Wenn er die Fliege gefressen hatte, dann war er ganz dick, fast nochmal so dick wie vorher. Der große Laubfrosch blinzelte ihn verachtungsvoll an und wartete auf die nächste Fliege.

Es waren zwei vorzügliche Laubfrösche. Sie saßen immer ganz

oben auf der Leiter, wenn schönes Wetter war. Und unten im Moos, wenn schlechtes Wetter war. Wenn sie aber auch nicht das Wetter *vorhersagten* — und das kann man doch billigerweise nicht verlangen — so sagten sie mir doch, welches Wetter gerade draußen war. Ich brauchte also nicht zum Fenster hinauszusehen, sondern bloß zu meinen zwei Laubfröschen hin, um sofort zu wissen, welches Wetter war. Das hat noch eine weitere Bedeutung für uns Ärzte. Ich wußte, ob *gar keine* Patientinnen kommen werden, oder vielleicht doch *wenige*. Denn bekanntlich kommen bei schlechtem Wetter *gar keine* Kranken in die Sprechstunde, bei *gutem* Wetter im günstigen Falle doch *einige*, wenn nicht gerade Oktoberfest und andere Veranstaltungen die Kranken anspornen, dortselbst Heilung zu suchen. Also es waren zwei *vorzügliche* Laubfrösche, in bezug auf das Wetter.

Aber sie müssen auch *vorzügliche* Laubfrösche gewesen sein, für den Magen. Denn sonst hätte sie der Kater Peter nicht gefressen. Dieser ißt nämlich sonst nur rohes, gutes, frisches Fleisch, und wie hätte er die Laubfrösche seinem Verdauungskanal einverleibt, wenn sie nicht vorzüglich gewesen wären?

Also früh morgens war das Häuschen leer und lag auf dem Boden. Und der Peter saß daneben und schleckte sich die Pfoten. Peter war aber ungemein liebenswürdig. Er strich mit seinem schwarzgetigerten Pelz immer wieder an meinen Beinen umher, schnurrte, sprang auf meinen Schoß, legte sich auf den Rücken und ließ sich streicheln ... kurz er konnte gar nicht liebenswürdig genug sein. Das hat immer etwas zu bedeuten. Darin zeigt sich seine kastrierte Natur. Er ist *weibähnlich* geworden. Wie man sieht, führt er sich genau auf wie ein Weib, wenn es etwas angestellt hat. Er war unheimlich zärtlich. Das war mir der erste Beweis, daß er die Laubfrösche gefressen. Dazu kam noch ein Zweites.

Er fing an, nach jeder Mücke und Fliege zu schnappen. Kaum hört oder sieht er eine solche am Fenster herumfliegen, ist er mit einem Sprunge am Gesims und mit aller ihm innewohnenden Grazie hascht er nach dieser und verschlingt sie. Es ist klar, daß er die Laubfrösche damit füttern will.

Wohl könnte ein pedantischer Physiologe den Einwand erheben, daß die Möglichkeit vorliege, daß die Laubfrösche schon verdaut und demgemäß tot seien. Ich habe aber, um dem von vornherein zu begegnen, die ganze medizinische Literatur durchforscht und nirgends etwas von der „Verdaulichkeit der lebenden Laubfroschhaut durch den Magensaft des kastrierten Katers" finden können. Dieser eventuellen physiologischen Idee steht nun ein dritter Beweis entgegen und dieser allein rechtfertigt die Veröffentlichung unseres Falles: Es sind jetzt schon viele Tage, seitdem die Frösche ihre neue Behausung im Bauche des Peters bezogen haben. Peter nun zeigt seitdem ein merkwürdiges Verhalten. Wenn schönes Wetter ist, hat er unzweideutige Anzeichen von Magenbeschwerden. Palpatorisch lassen sich im Magen des Peters die zwei Laubfrösche nachweisen, perkussorisch lassen sich deren Grenzen ganz deutlich abklopfen und auskultatorisch hört man ihr Quaken am Eingange der Speiseröhre in den Magen! Und wenn schlechtes Wetter ist, dann hat Peter Darmerscheinungen! Die Erklärung ist sehr einfach. Bei schönem Wetter steigen die Laubfrösche — es sind ja vorzügliche Laubfrösche — im langen Katzendarm hoch, immer höher, bis in den Magen. Dort verweilen sie nun, wie wenn sie auf der obersten Leitersprosse säßen, und zeigen gutes Wetter an. Wenn aber schlechtes Wetter ist, dann steigen sie tief und immer tiefer, in das Duodenum, Jejunum, in den Grimmdarm, und schließlich, wenn es recht schlechtes Wetter ist, in den Mastdarm, ganz tief unten. Ich fürchte nun immer, daß der kleine grüne Frosch einmal in den Blinddarm gerät und eine Blinddarmentzündung des armen Wirtes, des guten Peter, verursacht. Der große kann nicht hineingelangen.

Meine ganze Hoffnung aber ist, daß es bald einmal recht schlechtes Wetter gibt, Sturm und Hagel und womöglich ein kleines Erdbeben. Dann, hoffe ich, werden die zwei Laubfrösche so tief steigen, daß sie zum Mastdarm heraus wieder zum Vorschein kommen. Bei Sturm und Hagel und Erdbeben werden wir uns dann wiedersehen, mein großer brauner und mein kleiner grüner Laubfrosch!

Die Fliegen

Wunderbare Morgensonnenstrahlen flimmerten im kleinen Zimmer. Die Fenster waren weit geöffnet und herein strömte mit den Sonnenstrahlen ein herrlicher Erwachensjasminduft. Merkwürdig, genau gegenüber dem kleinen Haus, das ganz im Freien stand, wuchs ein üppiger Jasminstrauch, von dem der Duft in das kleine Häuschen drang, und mit den vollen Zweigen lehnte er sich auf der anderen Seite hinüber in den alten Friedhof und goß zu den Toten hinüber denselben betäubenden süßen Lebenshauch wie herüber zu den Lebenden. Vom Friedhof her kamen die Morgensonnenstrahlen, küßten den Jasminstrauch und zuckten duftbeladen in das Zimmerchen und auf das Bett.

Es war ganz früh am Tage, gegen sechs Uhr. Im Jasminsonnenzimmer saß der junge Mann, der Arzt war, am Bette. Im Bette lag seit sechs Wochen eine ältere Frau, deren Mann drüben, von Erde und einem großen Steine bedeckt, auf dem Friedhof lag. An der anderen Seite des Bettes stand die alte Pflegerin mit gefalteten Händen. Der junge Doktor saß da und roch den herrlichen, lebenden, lockenden Jasmin, den er so stark in der Frühe noch nie gerochen, und die Sonnenstrahlen bohrten sich duftbeladen in seine langen schmalen Hände, die er über die Knie geschlungen hatte. Es drang das schwüle, duftschwangere Leben, das schon in ihm pulsierte, noch von allen Seiten in ihn ein; in Mund und Nase, selbst in Sonnenstrahlen durch die Haut. So saß er stumm, und ohne sich zu rühren, neben dem Bette und blickte auf die kranke Frau.

Sie war schwer krank. Seit sechs Wochen sah er sie täglich, oft zweimal am Tage. Er sah sie vor sich liegen, trotz ihrer Bedeckung, nackt, als kranken Menschen, und heute ist es, als ob die Sonnenstrahlen ihren inneren Leib öffneten. Er sieht vor sich, genau, ihr Inneres, ihr krankes Herz,

ihren kranken Leib, sieht die kranke Lunge, sieht zwischen die Muskelbündel, ja er sieht das Blut, das kranke, und sieht es geronnen in einzelnen Blutgefäßen; sieht alles so deutlich in dem Leib vor sich, der lebt und atmet und fühlt; er sieht vor sich plastisch und erleuchtet die Krankheit. Nicht die Krankheit des vor ihm liegenden Menschen; nein, er sieht „die Krankheit", ganz im allgemeinen.

Und plötzlich sah er ein anderes. Ein schreckhaftes. Das Fenster war offen, durch das die Sonnenstrahlen und der lebende Duft hereinkamen; das Fenster, durch das man auch hinauskommen konnte, hinaus über den Jasminstrauch, in die Lüfte oder hinüber in den Friedhof; das Fenster, durch welches das Leben hinausströmen konnte, wie es hereinströmte; das Fenster, durch das die Seele des Leibes, der vor ihm lag, entfliehen konnte. Er war versucht, das Fenster schließen zu lassen, damit die „Seele" nicht entfliehen könne; wie er oft an einem Sterbebette ohnmächtig versucht war, ein festes Tuch um das Bett zu schlingen, damit das Leben nicht fort könne. Denn das Sterben ist kein Kommen; kein Kommen des Todes, sondern ein Gehen. Ein Gehen der Seele, all dessen, was noch vor ihm sich regte. Ein Gehen des Atems, des Blutfließens, des Bewegens und — auf einmal, ganz auf einmal hört etwas auf, ist etwas fortgegangen. Und das müßte man halten können; festhalten; das Leben; dazu ruft man ihn tausendmal, ihn, den Arzt.

Halt fest! Halt fest! Laß nicht fort das Glänzen der Augen, das Spielen der Lippen, das Bewegen der Brüste, halt fest, halt fest, o Arzt! Da war er stets versucht, die Mauer zu bauen, die feste, um das Bett der Sterbenden; da war er heute versucht, das Fenster zu schließen, auf daß das Leben nicht hinauskönne in den Äther.

Denn wie er so durch den Körper der Frau schaute, die vor ihm lag, die ihn anstarrte mit hoffenden Augen und offenem Munde, so hoffnungsvoll, ihn, den Mauerbauenden, den Fensterschließenden, den Sonnenbringenden, da sah er in ihr das Schreckhafte: ersah das Sterben.

Er saß noch immer ganz still, mit verschlungenen sonnenbestrahlten Händen und sah sie an. Er schwieg. Und er dachte ...

Mit den Sonnenstrahlen, die über das Gesicht der Kranken, der Ster-

benden zitterten, tanzten fünf, sechs, zehn Fliegen im Zimmer umher; sie tanzten wohl ihren Morgenerwachenstanz, ihren Lebensfreudetanz in glitzernder Sonne. Sie setzten sich mit Vorliebe auf das sonnenglänzende Bett, auf das Gesicht, auf die Hände der Sterbenden. Jetzt saß eine ganz junge Fliege auf dem Daumen der Kranken und spazierte einher, und am kleinen Finger ging eine andere Fliege daher und strich sich die zarten durchsichtigen Flügel zurecht. Sie ließ so recht die Sonne durchleuchten durch die Flügel auf den bläulichen schönen Leib und sog wohl auch die Jasminsonne ein in ihr pulsierendes junges Leben, in ihren Leib, der da fußte auf dem sterbenden kleinen Finger der sterbenden Frau.

Die Fliege kokettierte mit der anderen Fliege auf dem Daumen und ganz leise zuckte die Hand der Sterbenden. Da scheuchte der Arzt die Fliegen hinweg, die beiden, die sich wohl zu neuer Lebensschaffung vereint hätten. Aber da hatte sich auf der Wange der Frau schon eine andere Fliege ihr Plätzchen gesucht und strich wieder ihre Flügel mit den Hinterfüßchen schön glatt und putzte sich und machte sich schön auf dem Gesicht eines sterbenden Menschen. Die Frau war zu schwach, um den Kopf zu bewegen, oder es war ihr zu gleichgültig, und da kamen noch drei, vier Fliegen und setzten sich auf den Mund und auf die Nase und auf die Augenlider der Frau und suchten Nahrung im Schweiße der Sterbenden und suchten Liebe auf der sterbenden Haut und pflanzten neues Leben auf dem sterbenden Leib.

Der Arzt jagte sie hinweg, aber immer kamen sie wieder, mit den Sonnenstrahlen und dem Jasminduft. Noch war die Kranke nicht gestorben, noch lag sie vor dem Arzte und schon stellten sich die Fliegen ein und hielten Hochzeit und Schmaus und zehrten Sonne und Luft von dem Fleisch der Sterbenden: So ist das Sterben ein Zweck für das Leben. Es wäre kein Leben ohne den Tod. So tanzt das Lebende auf dem Sterbenden. Der Boden des Lebens ist eine Leiche; der Tanz ein Leben auf dem Leichenfeld. „Warum aber sitzest du da und warum liegt die Frau sterbend vor dir?" Der Priester wird sagen, weil ihr Gott heute das Ende bestimmt hat. Der Laie wird sagen, weil sie todkrank ist, und wird, da er sich dahinter gar nichts denken kann, den Worten des Priesters glauben, wenn er g l a u b t: weil ihr Gott das Ende für heute bestimmt

hat. Der junge Arzt aber frägt sich, warum muß sie jetzt sterben? Er weiß es ganz genau. Er weiß, daß eine Klappe ihres Herzens nicht funktioniert; er weiß, daß ein Blutgefäß, ein ganz bestimmtes, verstopft ist; ganz genau weiß er anatomisch, zehn Zentimeter vor ihm sitzt diese Verstopfung; mit seinen Händen, mit einer Fingerspitze könnte er den kleinen Blutpfropf beseitigen und die Frau wäre gesund. Und er kann nicht zu den zehn Zentimetern gelangen. Es ist unmöglich. O welche Ohnmacht! Und er weiß genau, daß ein solcher Blutpfropf vor einigen Tagen in die Lunge gefahren war und eine Lungenentzündung verursacht hatte; er hatte es täglich beobachtet und konnte feststellen, daß diese Entzündung allmählich wieder verschwunden war. Diese Beobachtung hatte seinen Verstand befriedigt; er war zufrieden, daß es so eingetreten war, wie er es vorhergesagt und vorhergedacht hatte; war glücklich, daß der Verlauf einen guten Ausgang genommen; und die Leute waren zufrieden und glücklich, daß *er* die Frau damals gesund gemacht hatte. Da wurde er so todunglücklich. Gerade damals. Denn er fühlte seine unendliche Ohnmacht all dem gegenüber; *seine* Ohnmacht, die *menschliche* Ohnmacht gegenüber dem Willen der Natur. Was war sein Helfen, sein Kurieren?

Ein Fernhalten von Schädigungen in dem von ihm erkannten Zustand. Weiter nichts. Und das hielten die Leute für eine heilende menschliche Kunst! Man war ihm so dankbar, als es besser ging, und man pries ihn. Und *er schämte sich*. Er wollte ihnen zurufen, was habe ich getan? Ich habe nur erkannt, aber nicht geheilt. Denn ein Mensch kann nicht heilen.

Heute nun wußte er, daß das Herz der Kranken so schwach geworden war, daß es nicht mehr lange schlagen könne. Wieder ein *Wissen* mehr, und er saß da mit seinen über den Knien verschränkten Händen und sah und konnte nicht helfen. Was auch sollte er helfen können? Was sollte eine grobe Menschenhand helfen können in einem so feinen komplizierten Mechanismus? Er hatte Einspritzungen gemacht, von Medikamenten, die das Herz stärken: in diesem Falle, wie wenn ein Landmann eine Gießkanne voll Wasser auf einen großen Acker trägt, den die glühende Sonne verdörrt ...

Wenn er sie so ansah, wie seit sechs Wochen täglich, da sah er sie nackt von innen vor sich liegen, er sah jedes Blutgefäß, jedes Organ, sah jedes in seinem Erkranktsein vor sich und saß da, wie ein Sperling, der mit seinem Schnabel den zwei Meilen hohen Demantberg abwetzen sollte. So kam er sich wenigstens vor. Und gerade, weil er zur Erkenntnis befähigt war, weil er viel studiert und erforscht hatte, weil er etwas wußte und ein „tüchtiger wissender Arzt" war, gerade darum mußte er so leiden, leiden über seine Ohnmacht. Er war verzweifelt, daß dieser Demantberg täglich und stündlich angstvoll auf den kleinen Sperling mit seinem kleinen schwachen Schnabel wartete. Denn er war kein riesengroß aufgeblasener Spatz, aufgeblasen mit Luft und innen hohl! Wie atmete die Kranke erleichtert auf, wenn er kam! Wie beruhigt war die Umgebung, die Tochter und die Wärterin, wenn er mit seiner klaren ruhigen Stimme sprach und riet und Anordnungen gab. Die Stimme war es und die Ruhe und sein Auftreten, welche Heilung vorzauberten; die Stimme und seine Ruhe und sein Auftreten überglasten jedes Medikament, so daß es heilte. In seinem Innern aber war er verzweifelt und litt unaussprechlich über seine Sperlingsohnmacht am harten Demantberg.

Er saß noch immer und sah zu, wie die Frau starb; was man ihn gelehrt, und was er sich selbst gelernt hatte, hatte er in Anwendung gebracht. Einspritzungen unter die Haut und belebenden Sekt über die Lippen und anderes, und trotz alledem kam ganz ruhig und gelassen der Tod und kümmerte sich nicht um ihn. Sie aber schaute ihn so hoffnungsvoll an und die Umgebung verfolgte jede seiner Handbewegungen mit so viel Zuversicht und Vertrauen und Hoffnung....

Dann hatte er im Nebenzimmer der Umgebung das kommende Sterben angesagt; hatte seine Injektionsspritze sehr ruhig getrocknet und in die Tasche gelegt und sich nun wieder an das Bett gesetzt. Der schwache Puls der Frau flatterte und war nicht zu zählen; ihre dunkeln Augen schauten ihn an, ganz ruhig; ihr Mund war ein wenig geöffnet. So saß der Arzt wieder ganz still. Und wartete. Er wartete auf ein Kommen und Gehen. Auf ein Kommen des Todes, das ein Gehen des Lebens ist. Er atmete unhörbar, um das Leben vielleicht schwinden zu h ö r e n, schaute die Sterbende

fest an, um das Entfliehen der Seele zu sehen. Ganz still. Denn die tanzenden Sonnenstrahlen machten kein Geräusch für das Ohr.

Nun waren noch mehr Fliegen gekommen. Sie tummelten sich auf dem Gesicht der Sterbenden. Ihre starrenden Augen sahen den Arzt an und nun sah er, wie sie allmählich verstummten. Die Augen. Sie sagten nichts mehr, die Augen; aber sie vertrauten; sie hofften. Ganz mählich auch ging ihr Hoffnungssprechen dahin. Sie sagten nichts mehr; sie hofften nichts mehr; sie erstarben. Sie starben zuerst.

Ihre Hände waren eiskalt. Das Flattern des Pulses war unmerklich geworden; ein leises Pulsieren und Vibrieren, das er fühlte, rührte wohl von seiner eigenen Hand, seinem eigenen vibrierenden Leben her. Er legte sein Ohr auf ihre Brust, in der das Herz wirr und schnell schlug; wie die Maschine noch fortarbeitet, während der ganze Eisenbahnzug entgleist, getötet rings umher auf dem Felde liegt.

Vor ein paar Stunden hatte sie gebeten, sie aufzusetzen. Er nahm jetzt die schon halb Tote in seine Arme und setzte sie auf. Er dachte daran, daß er selbst einst sterbend zu schwach sein würde, einen Wunsch zu äußern. Da möge ein anderer das tun, um das er noch bei Bewußtsein und bei Kraft gebeten hatte. Er hatte fast einen Leichnam im Arm. Ihr leises Röcheln drang ihm ins Ohr. Dann legte er sie wieder zurück. Sofort kamen wieder die Fliegen und ein Pärchen hielt Hochzeit gerade auf ihrer kalten spitzen Nase. Das war das Leben, das auf dem Toten erstand. Sie trugen wohl ein Teilchen ihres Lebens, ihrer Seele mit fort. Er verscheuchte das Fliegenpärchen und hielt der Frau etwas Kölnisches Wasser unter die Nase. Nun mag noch ein Wohlgeruch zu ihr aufsteigen, wie er es sich einst zum Sterben wünscht!

Und auf einmal, als die Fliegen summten und die Sonnenstrahlen immer wärmer und goldener hereinfluteten und der Jasmin in berauschender Flut hereinfloß und es dem Arzte unendlich beklemmend zumut war mitten im Sterben und Leben, da auf einmal hätte er mögen singen hören und Musik spielen. Er hätte Kinder leise singen hören wollen und dazwischen tiefen Männerbaß und Orgelton: denn bei recht süßer Musik, so hatte er sich oft geträumt, wolle er dermaleinst sterben; hinausgetragen,

fort, in die Weite von feinen zarten Tönen der Musik. Unter Musikklängen und Wohlgeruch ...

Es war eine alte Frau, die da starb; eine seiner vielen Patienten, deren er schon manche sterben sah. Sie stand ihm nicht näher, wie jede andere. Aber wieder ergriff ihn das Mysterium des Scheidens eines Etwas aus einem menschlichen Körper. Das wundersame Mysterium, daß jetzt noch die Lunge atmet, das Herz schlägt, das Blut fließt, das Hirn denkt, das Auge sieht, der Muskel zittert, die Zelle lebt und – im nächsten Moment hat das alles aufgehört. Ein totes Ding liegt da, ein Etwas, das nichts ist, und ein größeres Etwas ist plötzlich verschwunden, fort. Ein Etwas, das man nicht halten kann. Das er nie halten, nie sehen, nie erkennen konnte, ob er den Atem angehalten, die Augen aufgestarrt, die Ohren gespitzt hatte in höchster Spannung. Das Mysterium des Sterbens! Und plötzlich trat ihm vor die Seele das Mysterium des Lebens: Das Mysterium der Geburt. Da ergriff ihn stets ein wonniger Schauer, im letzten Moment des Gebärens, jetzt, jetzt ist das Leben geboren und er möchte dann immer hundert Augen haben, zu sehen; den ersten Atemzug, das erste Heben der kleinen Brust des Neugeborenen, des neuen Menschen, des neuerstandenen Lebens. Und zugleich das Sterben des alten Lebens für die Mutter. Denn das Gebären ist ein Sterben, heraus aus dem Mutterleibe in die Welt; denn der Mutterleib verliert ein Lebendiges, und das ist ein Sterben für ihn. Aber dies Sterben für die Mutter ist ein Großes. Es ist das Herrlichste, was Menschenauge sehen kann, das Antlitz und das Fleisch der Frau, die eben Mutter ward. Nie hat er Entzückenderes, Ergreifenderes erlebt, und stets von neuem ist es ihm die höchste Weihe, das Leben zu sehen im Sterben. Und sicher, ganz sicher hat es seine Seele gesehen, jedesmal, das Werden, das Mutterwerden des Leibes, der eine Sekunde vorher nur Mensch war, nur Frau. Das ist das Mysterium des Lebens.

Er saß noch immer still. Es waren zwei Stunden vergangen oder drei: Die Frau atmete nur noch in einzelnen Zügen. War sie tot? War sie lebend? Woran es erkennen? Daß sie atmete? Was ist denn Leben? Ist ihr Hirn schon funktionsunfähig? Dann ist die Frau schon tot! Denn sie

fühlt und weiß nichts. Und ihre Lunge bewegt sich nur noch mechanisch. Vielleicht aus Gewohnheit; aus sechzigjähriger Lebensgewohnheit.

Nun kein Hauch mehr in der Luft. Selbst der Jasminduft hat sich ruhig und schwer gelegt, die Sonnenstrahlen tanzen nicht mehr; wie versteint liegt der breite Sonnenstrahl quer durchs Zimmer. Eine einzige Fliege nur geht langsam auf dem Gesicht der Sterbenden umher. Wie wenn sie Maß nehmen wolle.

Nun kommt kein Atemzug mehr. Das Herz schlägt nicht mehr. Der Arzt wartet ein paar Minuten. Die Augen sehen ihn leer und fraglos an. Er zieht die Lider darüber. Da bleiben sie geschlossen. Die Fliege spaziert darüber.

Er jagt sie ärgerlich weg und deckt das Gesicht zu. Denn er kann doch nicht immer dasitzen und die Fliegen fortjagen. Eigentlich wäre es auch nicht nötig. Warum sollen die Fliegen über das Etwas, das dort liegt, nicht ebensogut hinwegspazieren, wie über die Bettdecke, über das Ziegenfell, – das war mal die Haut einer lebenden Ziege – über dem Rohrstuhl?

Der Arzt nahm seine Instrumente schweigsam und nickte und ging hinaus....

Die Schwester, die Tochter, die zusammengelaufenen Hausleute alle, alle grüßten ihn ehrfurchtsvoll, als er ging. Den Herrn Doktor, der sechs Wochen lang die schwerkranke Frau so gut behandelt, ihr Leben so lange erhalten hatte; sie grüßten ihn ehrfurchtsvoll, sein Können verehrend; nicht sein Wissen. Und er selbst eilte dahin; verzweifelt über sein Nichtkönnen, über das menschliche Nichtkönnen, einzig befriedigt durch sein Wissen.

Befriedigt insoweit, als es überhaupt ein Wissen gibt.

Während ihn alle grüßten, bäumte sich alles in ihm auf und sich schämend ging er dahin; sich schämend über das große menschliche Unglück; das Unglück des forschenden Menschen. Er eilte vorbei an dem blütenbeladenen Jasminstrauch durch den Friedhof hindurch; dort sang man gerade ein gläubiges Vertrauenslied in der kleinen Kirche. Ihr glücklichen Nichtswissenden! Nichtforschenden!

Der Arzt eilte durchs blühende Sonnenleben mit seinen Sträuchern, seinen Sonnenstrahlen, seinen tanzenden Mücken zu seinen anderen Kranken, die hoffend ihn erwarteten. Erschüttert von der menschlichen Ohnmacht gegen die große Natur; seiner kleinen Ohnmacht gegen das große Sterben.

Der Nekrolog

Dem verstoßenen, verkannten Sänger Firdusi schickte sein König die Schätze einer ganzen Provinz, als er sich in einer weichen Stunde, die ihm ein Gott gab, seines Dichters erinnerte. Seines Dichters, den er so schnöd belohnt hatte, der aber ihm so herrliche Stunden geschenkt hatte, ihm und seinem Volke; der seinem Lande ewige Schätze von tausend Provinzen gebracht hatte, und der in Armut verdarb. Als die königlichen Geschenke einzogen durch das Osttor der Stadt, durch das Westtor „am anderen End von Thus, zog in demselben Moment zur Stadt hinaus der Leichenzug, der den toten Firdusi zu Grabe trug". So besingt Heine das tragische Dichterlos und mich erschütterte dieses Geschehen von jeher aufs tiefste. Besonders als ich noch junger Gymnasiast war und wenig Erfahrung hatte im Leben; aber auch jetzt noch, da ich inzwischen mehr Gegensätze gelesen und auch einige kennen gelernt und erfahren habe.

Aber man erfährt auch bisweilen solche Gegensätze, die einem erst später in Erinnerung kommen, deren Gegensätzlichkeit in der Erinnerung erst zu ihrer Größe anwächst. Ich habe mitten im vollen Tanze die Frau des Vorstandes eines Vereins umsinken sehen, habe ihr den Tanz- und Ballflitter von der keuchenden weißen Brust gerissen und lag im schwarzen Anzug neben ihr am schmutzigen Boden, um Wiederbelebungsversuche anzustellen: sie blieb tot neben mir liegen und ich ließ drüben die Tanzmusik weiter spielen. Oder ich bin im Hause des armen Mannes, und die Gattin, die eben noch mit mir gesprochen, gibt mit einem letzten Schrei der Welt ein Kind, ein Leben, und hört selbst auf, zu atmen, als wenn ihr letzter Atemzug neu erstanden wäre in dem Kinde.

Von einem anderen möchte ich erzählen, das mich eine ganze Nacht durchrüttelte. Es waren zwei Depeschen, die zu gleicher Zeit an mich kamen. Der Ärzte Meister war gestorben; er, der den Ruhm eines Jahrhunderts

ausmachte, dessen Riesenhirn so viel ausgedacht zum Wohl seiner Mitmenschen, daß sein Name unvergänglich bleiben wird. Er hat der Welt die Wissenschaft der Hygiene geschenkt. Er war alt geworden und überhäuft mit Ehren und allem, was die Welt geben konnte. Er war sehr alt geworden und er wußte es. Er wußte, daß sein Körper aufgebraucht war, und sein Corpus vile beförderte er noch eigenhändig aus der Welt. Ich nenne seinen Namen nicht. Ein jeder kennt ihn. Diese seine letzte Tat krönt sein Werk, seine vielen Werke; in meinen Augen und in den Augen vieler: Die Ausrottung dessen, das zu nichts nütze ist, und wenn's das eigene Leben ist. Andere denken anders und mögen anders denken.

Es war spät abends und ich saß bei meiner Lampe Licht am Schreibtisch. Ich dachte an eben jenen Mann in schauriger Bewunderung. Ich bin ein Spätgeborner und bin glücklich, seinen Geist nachempfinden zu können; seinem letzten Werke der Selbstvernichtung des nutzlos gewordenen Körpers nachfühlen zu können, und vor meinen Augen zog langsam und herrlich sein Bild vorüber in der stillen Stube beim Lampenschein, am Schreibtisch, voll von Büchern über Medizin und Naturwissenschaft. Die soviel enthalten, das Rätsel löst; die soviel enthalten, das Rätsel aufgibt! Rätsel, die den eigenen Geist beunruhigen, zermartern und das Herz höher schlagen lassen und wilder, als wenn es die Schranken durchbrechen wollte, die unserem Wissen gesetzt sind allüberall. Ich überdachte des Mannes Leben. Die herrlichen Worte, die er in einem Vortrag von sich sagte, aus denen erklang, daß er nur für das Wohl der Mitwelt lebte; ich gedachte der großen Stadt, die er gesund gemacht; des ganzen Landes, dem er seine Ideen eingehaucht für dauerndes Wohlbefinden. Ich überdachte, wie er schon einmal vor Jahren bei einer Epidemie das Wohl des eigenen Körpers in den Wind schlug, um eine wissenschaftliche Hypothese zu verteidigen. Und er hatte recht bekommen ... Das überdachte ich in Schauern beim Lampenschein.

Da kamen zwei Depeschen. Die eine bat mich, sofort einen Nekrolog über eben diesen Mann zu schreiben. Womöglich bis morgen. Die andere rief mich sofort zu einer Geburt, einem armen Weibe Hilfe zu geben bei der frühzeitigen Geburt eines Kindes. So geht es immer

beim Arzte. Er ist nie Herr seiner Zeit, auch nie Herr seiner Stimmung. Aber der Leidende hat immer zuerst recht, ihm gehört der Arzt; der Arzt und seine Stimmung, der Arzt und seine Bequemlichkeit, der Arzt und seine Nachtruhe: kurz, der ganze Arzt gehört dem Kranken. Wenn sich das der Kranke jedesmal zurecht legen wollte, wenn er ihn zu sich ruft! Der Arzt verlangt nicht einen Preis für sich von vornherein, er handelt nicht wie der Kaufmann, er handelt nicht, wie das Weib, das seinen Körper dem verkauft, der ihn kaufen will. Er kommt einfach und läßt alles zu Hause; Stimmung und Müdigkeit und alles andere und eilte zu dem, der ihn ruft. Nein, er eilt zu Kranken; aus seinem Gefühle heraus, zu helfen, eilt er dahin.

Der Kranke aber, und der Gesunde noch mehr, wahrt sich das Recht, verdrießlich zu sein, wenn der gerufene und erschienene Arzt ihm nicht helfen kann; wahrt sich das Recht, wenn der Arzt die Natur, oder — für den Frommen — das von Gott bestimmte Schicksal nicht beeinflussen kann, über den Arzt zu schimpfen. Er verwechselt die Unmöglichkeit des Menschen, die Natur lenken zu können, mit der Bereitwilligkeit des Menschen, die im Arzte schlummert, sich selbst, sein Wissen, sein Können und seinen ganzen Körper und sein Hirn für den Kranken aufzuwenden, und er grollt ebenfalls diesem Menschen, der einmal dazu da ist, ihm seine Schmerzen zu lindern, ihm sein Leben zu verlängern, anstatt für die Bereitwilligkeit des Arztes wenigstens die Anerkennung als Entgelt zu geben.

Ich sage, der Lebende hat das erste Recht, und indem ich den Mantel anzog, meine Instrumente zusammenpackte, gab ich noch der treuen Haushälterin den Auftrag, das Zimmer warm zu halten, und mir Schreibpapier auf den Schreibtisch zu legen. Mit den Gedanken meines Nekrologes beschäftigt, fuhr ich zu der kreißenden Frau. Es war neun Uhr abends. Die Frau hatte noch vier Monate Zeit bis zur Niederkunft gehabt, aber es hat nicht sollen sein. Sie blutete stark und meine Hilfe war notwendig. Aber ein Verweilen von einer Stunde nach all den nötigen Anordnungen und Vorkehrungen läßt mich die Gewißheit hegen, daß wohl noch fünf bis sechs Stunden bis zur Beendigung der Geburt vorübergehen würden. Eine zuverlässige Wärterin war da. So konnte ich denn nach einer

Stunde die Kranke verlassen mit der bestimmten Weisung an den Ehemann und die Wärterin, mich sofort wieder rufen zu lassen, wenn etwas Besonderes eintrete, anderseits mit dem Versprechen, nach einer Stunde wieder da zu sein. Ich trat in die kalte Winterlandschaft und ein Wagen brachte mich in einer halben Stunde wieder nach Hause. Im Wagen holte ich wieder die Gedanken hervor an den toten Meister, der sich heute von dieser Welt verabschiedet hatte, und die Gedanken an sein glänzendes Wirken und Leben. Dazwischen hinein strömten die Gedanken des eben Erlebten und Getanen, das rieselnde Blut der Mutter, die ein Leben geben wollte, die Erinnerung an ihre Schmerzensrufe, unter denen sie der Welt ein — ach — lebensunfähiges Kind schenken mußte.

Dann saß ich am Schreibtisch. Mein guter Kater strich an meinen kalten Beinen umher und mein Hirn, durchströmt von dem Toten und dem jetzt leben Wollenden, diktierte meiner eilend stenographierenden Hand seine Gedanken. Aber die Zeit verfliegt. Und schon mußte ich wieder zu meiner Gebärenden. Die Feder auf den Schreibtisch, und hinunter in den neuen Wagen und zur Leidenden!

Es war gegen elf Uhr nachts. Die Lage hatte sich in der vorhergedachten Weise verändert, und der Praktiker im Arzte muß eingreifen und sich um das Lebende bemühen; um die Mutter, auf daß sie ungefährdet ihre Naturpflicht ausübe, nicht um das Kind, denn das war zu unentwickelt, um leben zu können. Wieder mußte ich eine Stunde verweilen.

Die Hände vom klebenden Blute gesäubert, in den Mantel gehüllt, trug mich der Wagen um zwölf Uhr wieder nach Hause. Da schrieb ich und schrieb, und das Blut der lebenden Mutter, die ein nicht lebensfähiges Kind zur Welt bringt, zeigte sich noch in den kleinen Spuren an meinen Fingerspitzen, an den Nägeln. Und da schrieben diese Finger, die diese Nägel trugen, von dem großen Manne, in eilender Hast über das Papier, und die spärlichen roten Blutflecken schienen mir die schönen Blutstropfen zu sein von der Schläfe des großen Mannes. Denn in der Schläfe hatte er sich den Ort ausgesucht, von dem aus er dem Hirn, das so große Gedanken geboren, Ruhe geben wollte und gegeben hat; dem Hirn, das so unendlich viel Unruhe aus der Welt geschaffen, das soviel Ruhe gegeben in der ganzen

großen, weiten Welt für alle Zeiten; dem Hirn, das über achtzig Jahre lang so kräftig pulsiert hatte und Gedanken schuf und als letzten, schönen ausgereiften Gedanken, den großen Gedanken der Ruhe; dem Hirn, das der Hand gebot, die Sehnsucht nach der Ruhe zu stillen, indem sie einen kleinen Druck ausübte auf einen kleinen, metallenen Hahn. Die Energie, die eben jenes Hirn enthielt und gebar, diese Energie hat den kleinen Druck ausgeübt und — aus dem großen Hirn des großen Denkers floß das Blut langsam und dunkel und die große Gedankenwerkstatt, das Hirn, war zertrümmert von dem Drucke der Hand, auf Befehl eben jenes Hirnes.

So mischten sich in meinem Geiste die Blutstropfen der Leben gebenden Frau mit dem aus der Schläfe des großen Mannes rinnenden Blute, und die blutigen Finger schrieben und schrieben. Es schlug ein Uhr und es war im Zimmer kalt geworden. Da warfen die blutigen Finger die Feder weg, der Nekrolog war zu Ende geschrieben, stenographiert.

Um ein Uhr trug mich der Wagen wieder fort durch den kalten Schnee. Bei meiner Gebärenden wusch ich mir die Hände rein, so rein, als sollte und müßte ich das Blut des alten Gelehrten abwaschen, das an meinen Fingern zu kleben schien; es war aber das Blut der gebärenden Frau, das ich abwusch. Es vergingen Minuten und Viertelstunden, es kamen und gingen die Schmerzenslaute der armen Frau und die Schritte des Ehemannes hallten in der kalten, ärmlichen Wohnung, nachts um ein, zwei Uhr, und endlich, endlich lag es vor mir, das neugeborene, lebensunfähige Früchtlein.

Es atmeten die Mutter und der unglückliche Vater auf. Die Frucht war klein, lebensunfähig und wies gerade nur die Gestalt eines Kindes auf. Die Augenlider waren noch völlig verschlossen. Ein Ding, das noch nie jemand bezeichnet hat, außer dem Arzte, das der Priester nicht kennt, das Gott nicht kennt und nicht kennen wird, das nur das Ergebnis, die Frucht der Vereinigung zweier Menschen ist, ohne selbst noch Mensch zu sein. Denn wo fängt der Mensch an, Mensch zu sein? Niemand hat es noch ergründet und niemand wird es ergründen.

Dann war die Mutter geborgen. Sie blutete nicht und alles war vorläufig in Ordnung. Es war zwei, drei Uhr nachts. Der Mann drückte mir

die Hand und sprach nichts. Die Frau sandte einen befreienden Seufzer zur Decke und ruhte.

Ich allein hatte noch zu tun und mahnend stieg wieder in meinem Hirne mein Nekrolog auf. Ich rüstete mich zum Gehen.

„Was soll mit dem Ding — — — geschehen?" fragte mich leise der Mann.

Ich holte es aus den Tüchern und siehe da, die Fünfmonatsfrucht, deren Augenlider noch fest verwachsen waren, das wie eine winzige Armeleutepuppe vielleicht zwanzig bis dreißig Zentimeter lang war, regte die Beinchen und Händchen. Um den armen Eltern seine beklemmende Gegenwart zu nehmen, packte ich es in ein Tuch und nahm es mit.

Ich ging hinunter in den Wagen, hinaus in die kalte Nacht, wo es noch kälter geworden war; heim, zu meinem Schreibtisch im kalten Zimmer. Auf großen Bögen schrieb ich nun in tausend stürmischen Gedanken meinen Nekrolog ins Reine. Das Paketchen mit der Frucht hatte ich neben mich gelegt.

Und horch, ein leises Wimmern klang aus dem Paket und ich öffnete es und da verzog das ganze Ding, das undefinierbare, das Mündchen und es atmete sogar und regte die Beinchen. Ich deckte es wieder zu und schrieb und schrieb. Ich schrieb, bis mir die Hand steif ward. Es ward drei Uhr und vier Uhr und neben mir wimmerte immer und immer wieder das kleine Häuflein, das zwei Pfund noch lebende Menschenfleisch. Es wimmerte wirklich und ich wußte nicht, was damit anfangen. Ich hatte keine Zeit und auch keine Gedanken daran, es wegzulegen: die zwei Pfund noch lebenden menschlichen Fleisches wimmerten mir ein Lied, das Lied vom traurigen menschlichen Dasein, vom traurigen menschlichen Erdenglück, vom traurigen menschlichen Schicksal zwei Stunden lang, während ich das ganze Leben eines Menschen durchdachte und beschrieb, der das höchste Glück genossen im Leben, der das feinste Hirn besessen, der der Menschen Größter geworden und der — —dereinst ebenso ein Klümpchen war von zwei Pfund mit blinden Augen. Mit Augen, die nie sehen lernen werden, mit Beinchen, die nur zwei Stunden sich strecken sollten und einer Lunge, die, nicht größer wie eine Hühnerlunge, nur atmen wollte, um geatmet zu haben, ohne Aus-

sicht auf ein frohes Leben. Neben mir wimmerte das Stückchen Fleisch zwei Stunden lang die traurige Melodie von Vergänglichkeit und Unwissenheit, von der Eitelkeit alles menschlichen Tuns und von der Beschränktheit des Blickes der Menschen, die nicht wissen, woher und wohin und zu welchem Zwecke. Besonders zu welchem Zwecke? Das Kind da, das noch nicht leben konnte, wimmerte, und auf dem Schreibpapier vor mir erstand das Leben, das geboren war und gelebt hat, nicht nur für sich, sondern für Millionen lebender Menschen, für alle Zukunft.

Es war ein schauriges Lied, nachts bis früh vier oder fünf Uhr, in jener kalten Februarnacht, das mein glühendes Hirn durchsummte. Wie eine schaurige Melodie in Moll, die ich nicht ertragen kann. Das nekrotisierende Leben eines nicht lebenden Organismus neben mir, so schrieb ich den Nekrolog jenes großen Mannes. Mein guter Peter, mein treuer Gefährte, der Kater, kam dahergeschlichen einmal, als das Früchtlein leise wimmerte, und schaute sich lange das weiße Paket an, aus dem das Wimmern des Lebens klang. Da jagte ich ihn fort und ganz langsam zog er sich in seine Ecke zurück, und sicher hat er weise und bedacht den Kopf geschüttelt und sich besonnen und Gedanken gemacht über das merkwürdige Leben. Und ward so klug wie ich!

Dann warf ich mich, als es zu tagen begann, todmüde auf das Sofa. Das Wimmern war verstummt im kalten Zimmer. Eine Stunde lang flogen durch mein aufgeregtes Hirn die stürmischsten Gedanken meines Lebens, unfaßbar und nicht konzentrierbar. Ich mochte auch alles nicht mehr lesen, den Nekrolog, den ich früh um sechs Uhr zusammenpackte, und dem ich für die Zeitung die Bitte beilegte, ihn noch einmal auf flüchtige Fehler durchsehen zu wollen. — — —

Euch aber, die ihr mir so manches Liebe schriebt, ihr freundlichen Leser eben jenes Nekrologes, die ihr einen fremden, einen tiefen Hauch in eben jenen Worten verspürt habt, die ihr mir soviel Gutes sagtet über meinen Nachruf auf den großen Toten — — — euch schreibe ich diese kleine wahre Beschreibung jener Nacht in Moll, auf daß ihr ersehet, wem ihr, wenn ihr danken zu müssen glaubtet, das euch Ansprechende zu danken habt in jenem Nekrologe des berühmten Mannes. Nicht mir. — — — — — — — — —

Die Pest

Daß da doch die Pestilenz ..." – „Pst, wer wird denn jetzt von der Pest reden?" beschwichtigte die Frau Doktor ihren Mann, der in seinem Laboratorium die Zeitung las und dabei aufbrauste.

„Ja, du hast recht. Aber wenn man all das liest, was in den Zeitungen über die Pest und wegen derselben steht, anläßlich der paar Fälle in einem Laboratorium, da möchte man doch auffahren und – siehe, bei meinem Wunsche für sie, die all das Zeug zusammenschreiben, das Publikum beunruhigen und in ihrer Torheit gegen uns Ärzte aufhetzen, wußte nichts Schlimmeres dem Gehege meiner Zähne zu entfahren, als eben die Pestilenz!

Weißt du, Kind, wie das mit der Pest ist? Als ich studierte, so vor dreißig, vierzig Jahren, da wurde noch wenig in den Naturwissenschaften experimentiert. Die Wissenschaft war keine ‚exakte Forschung'; wir waren Philosophen, Naturphilosophen. Das heißt, wir stellten Hypothesen auf über die Krankheiten, auch über die Heilung derselben. Hypothesen, die jedem Kopf anders entsprangen, wie ja in den anderen philosophischen Schulen auch. Du weißt, es war ein mystisches, abstraktes Zeitalter. Die Kirche – obwohl sich die Wissenschaft und auch der Staat gerade damals von ihr freizumachen strebten – hatte noch übermächtigen Einfluß und spielte weit mehr wie jetzt in die Philosophie, und die Medizinkunde war ja auch nur Philosophie. Allerdings die aufgeklärteste. Wir lernten auch unsere medizinischen Kenntnisse aus Büchern; genau wie wir zur humanistischen Ausbildung in der Schule auf dem Gymnasium einen alten römischen oder griechischen Klassiker lasen, lasen die Mediziner die philosophischen Schriften Galens, Hippokrates' und anderer Denker in lateinischer oder griechischer Sprache. Wir lernten zum Beispiel die Anatomie des Menschen nach Galen und er-

fuhren erst später, daß wir die Anatomie der – Affen gelesen hatten. Denn Galen durfte seinerzeit noch keine Menschen sezieren.

Unser Können war auch nicht allzuweit her, stand zum mindesten in keinem Verhältnis zu dem Wissen, das wir aus den philosophischen Studien geschöpft hatten. Hauptsächlich bewegte sich die Ansicht über die Krankheitsursachen in Spekulationen, von denen wir heute wissen, daß sie falsch waren. Weil wir die Ursachen der Krankheiten nicht kannten, auch über die Bestandteile der Medikamente wie über die Wirkung derselben nicht genau unterrichtet waren, aber von unseren Lehrern und diese wieder von den ihrigen wußten, daß bestimmte Mittel mit ihren geheimnisvollen Ursachen günstig beeinflußten – nun, so glaubten wir an die Heilkraft unseres Wissens, die Kranken auch, und wir waren beide glücklich. Im übrigen wissen wir heute noch von gewissen pflanzlichen und mineralischen Stoffen nicht, wieso sie wirken, obgleich die Wirkung feststeht; nunmehr gestützt außer durch die Beobachtung am Krankenbett durch einwandfreie Experimente.

Aber wie heute, war es auch damals. Die erste Frage des Kranken an den Arzt war und ist stets die gleiche: Woher kommt die Krankheit? Früher gaben wir Antwort, so gut wir es wußten. Wir mußten uns an unsere Lehren halten, meist an etwas Übermenschliches: Miasmen der Luft (die niemals jemand gesehen hatte), Klima, Zugluft, Erkältung, tellurische Einflüsse, fehlerhafte Mischung des Warmen und Kalten, des Feuchten und Trockenen in der Atmosphäre. ... Für die ganz schweren Fälle, die großen Seuchen, welche ganze Völker heimsuchten, plötzlich auftauchend und Schrecken verbreitend, Epidemien von Cholera, Grippe, Pest, waren unsere Erklärungen, wie uns, so auch dem Volke unbefriedigend. Die Menschen machten sich ihre eigenen Theorien und die Furcht und der Schrecken beeinflußte die Vernunft und Denkkraft in der Weise, daß das Mystischste und Phantastischste geglaubt wurde. Und wo die Vernunft aufhört und das Gefühl anfängt, da fängt der blinde Glaube an. Da nun traten die Krankheiten als Gottesgeißel auf. Sie wurden von den Priestern nicht unbenützt gelassen, um zu Buße und Einkehr aufzufordern, zu frommem Glauben zu veranlassen, schließ-

lich zu fanatischem Glauben. Damit ging Hand in Hand eine Verfolgung des Unglaubens und damit die blutigste und grausamste Verfolgung der Andersgläubigen. Daß sich daraus bald die Idee entwickeln mußte, die Andersgläubigen seien direkt die Ursachen der Seuchen, ist leicht erklärlich.

Unsere Unwissenschaft war schuld daran. Wir wußten den Kranken, und den Gesunden mit ihrer Angst vor dem Krankwerden, neben der von der Geistlichkeit angeratenen inneren Reinigung, nichts anzuraten als eine äußere Reinigung des Körpers und des Haushalts. Das war ein gewisser Instinkt der Ärzte ohne positive Grundlage. Du siehst, unsere Ignoranz war schuld an den traurigsten Kapiteln der Geschichte. Du kennst sie zur Genüge: die Verfolgungen der Juden als Brunnenvergifter bei den Christen, die Morde an den Christen bei den Nichtchristen.

Gerade die Pest als unheimlichste und gefährlichste Seuche steht darob im schlechtesten Andenken. ‚Teufel und Pestilenz' das waren Aussprüche des tiefsten Abscheus, des Schreckens, der unübertreffbar war. Und wenn du heute noch: ‚Helf Gott' sagst, wenn ich niese, weißt du auch, daß du damit wieder an die Pest erinnerst? Wenn eben zu jenen Zeiten der Pest jemand nieste, so empfahl man ihn damit der Gnade Gottes. Wahrscheinlich hatte man die Erfahrung gemacht, daß die Krankheit oft mit Niesen begann. Daß buchstäblich die Pest durch die Nase ihren Einzug halten konnte, daran dachte man damals nicht und konnte nicht daran denken. Man wußte nichts von den Pesterregern.

So war es damals. Eine dunkle Zeit. Eine Zeit der Ignoranz und des dadurch bedingten Aberglaubens. Damit gab es auch keine Maßregeln gegen die Seuche. Sie hielt allüberall ihren Einzug. Und wie ist es heute! Sieh mal her! Da siehst du ein Dutzend Röhrchen von Glas. Und nun frage mich, den Naturkundigen: ‚Was ist die Pest?' Sieh her: ‚Da ist die Pest.'"

Der Arzt zeigte seiner Frau ein etwa zehn Zentimeter hohes, ein Zentimeter im Durchmesser haltendes Glasröhrchen, das durch einen Wattepfropf geschlossen war. Zu etwa einem Drittel war es mit einfacher Bouillon ge-

füllt, die etwas getrübt war. „Das ist die Pest! Und sieh hier: ‚Da habe ich die Cholera, hier den Typhus, da die Diphtherie, hier die Schwindsucht.‘ ... Genug, sagst du!

Meinst du nicht, ich würde als Hexenmeister verbrannt worden sein, damals, ich und die ganze medizinische Schule? Oder als Narr ausgelacht worden sein, wenn ich das vor einiger Zeit gesagt hätte? Und doch ist dem so. Hier habe ich die Krankheiten fein säuberlich eingeschlossen. Das heißt, die Krankheitserreger, die Gottesgeißeln. Willst du noch mehr sehen, so komme her ans Mikroskop und du kannst diese Erreger in einem einzigen Tropfen der Bouillon zu Hunderttausenden sehen. Du kannst sie sehen, wie sie leben, sich bewegen, sich fortpflanzen, diese winzigen Lebewesen. Der Erreger jeder Krankheit sieht etwas anders aus. Du kannst auch *sehen*, wie sie absterben, wenn ich zum Beispiel einen Tropfen ihnen schädlicher Flüssigkeit daraufgebe. Du kannst aber nicht nur die Pest zum Beispiel sehen, sondern auch die Gegenpest. Die Mittel, die wir gefunden haben, sie zu töten. Das war aber natürlich erst dann möglich, als wir die Krankheit sahen. Nur den Feind, den du siehst, kannst du angreifen. Du willst das nicht ansehen? Das macht auch nichts. Du sollst auch mit den gefährlichen Dingen nicht in allzunahe Berührung kommen. Wenn deinen kleinen zitternden Händchen so ein Röhrchen entfällt, läuft uns die Pest oder die Cholera auf den Boden. Das wäre zwar noch nicht gar so schlimm. Wir verstünden schon, die Bazillen auch auf dem Boden abzutöten. Selbst wenn sie an uns oder in uns kämen, wären wir noch nicht verloren. Denn es gehört noch ein Umstand hinzu, uns ansteckungsfähig zu machen. Ein gewisses Etwas, das uns Ärzten noch unbekannt ist, das wir Disposition nennen, das wir tausendfach studieren und das wir noch nicht erkannt haben. Wir werden es sicher erforschen; vielleicht ist es ein ganz geringer Umstand, den wir heute *Disposition* nennen.

Und nun fragst du mich, warum ich mich mit den gefährlichen Dingen da beschäftigte? Die Antwort hast du wohl schon halb aus dem Vorhergehenden entnommen. Gib aber mal acht, mein Kind: Neulich, als wir in den Wald gingen, lasen wir plötzlich eine Tafel: Rauchen strengstens

verboten. Dann sahen wir eine Schildwache vor einem Hause. Das war ein Pulverhaus. Da trat ich sorgsam meine gute Zigarre aus. So gibt es in Deutschland und in der ganzen zivilisierten Welt Tausende von Pulverhäusern. Du wirst selten gelesen haben, daß eines in die Luft geflogen ist und das Volk geschädigt wurde. Das kommt daher, weil der Staat eine Schildwache davor setzt und die Bürger auf das Gebot achten. Das Pulverhaus aber ist nötig, um das ganze Volk und den ganzen Staat zu erhalten. Es explodiert mal so ein Haus. Wirst du da sagen oder sonstwer, alle Pulverhäuser müssen abgeschafft werden? Könnte das der Staat, ohne sich vollständig aufzugeben? Und wird auch der wachhabende Soldat bei einer Explosion getötet: nun, so ist es besser, er und die paar Umwohner gehen zugrunde; doch der Staat ist ohne Schaden geblieben. Genau so ist es mit meinen Röhrchen. Was liegt daran, wenn ich dabei zugrunde ginge? Aber, mein Kind, sieh, wenn ich und noch andere Soldaten an Hunderten von Pulverhäusern, diesen kleinen unscheinbaren Röhrchen, fleißig studieren, dann wird die Zeit kommen, wo wir neben all diesen Röhrchen andere stehen haben werden und sagen: So, hier habe ich die Pest; hier habe ich die Gegenpest.

Du sagst: Aber der Staat baut die Pulverhäuser vor die Stadt und gibt Vorschriften und stellt Wachen davor. Wie klug du bist und wie recht du hast!

Jawohl, äußerste Vorsicht muß bei meinen Forschungen herrschen. Und der Staat vor allem ist verpflichtet, strenge Gesetze zu machen; aber nicht nur zu machen, sondern auch die Befolgung durchzuführen. Vor allem muß er sorgen, daß die Pulverhäuser dort gebaut werden, wo sie weder dem Volke noch den Soldaten Gefahren bringen. Mit den wirklichen Pulverhäusern tut er auch so. Aber die unserigen hat er so jämmerlich ausgestattet, so mitten hineingestellt ins Volk, daß bei einer Explosion schwerer Schaden entstehen kann. Dafür hat der Staat nicht gesorgt, das hat er verbrochen und verbricht es tagtäglich. Nicht nur bei uns. Das ist überall so, in allen Staaten, wo der Platz und das Geld fast nur für die wirklichen Pulverhäuser da sind und verwendet werden.

Die Leute, die mit Einsetzung ihres Lebens die Pest studieren, die Diphtherie, Cholera, den Typhus ... und die Kenntnis davon ausbreiten wollen — sie sind vom Staate eingepfercht in elende Räume, und es ist ein Wunder zu nennen und den Forschern hoch anzurechnen, daß noch nicht großes Unheil passiert ist. Es ist nur dem Opfermut eben der Soldaten auf dem Felde der Wissenschaft zu danken, wenn sie mit den geringen Mitteln, die ihnen der Staat zur Verfügung stellt, und trotz der elenden Einrichtungen desselben großes Unglück verhütet haben in ihrer Arbeit und den Völkern die größten Wohltaten sichern.

Bei dem jetzigen Weltverkehr wird ganz sicher in absehbarer Zeit keine Infektionskrankheit mehr nur einem bestimmten Erdteil angehören. Wir alle werden das gemeinsame Menschenelend gemeinsam über uns ergehen lassen müssen. Wohl uns, wenn wir dann gerüstet sind! Das aber können wir nur sein, wenn wir vorher die Seuchen studiert haben und im Studium derselben, das an uns Ärzte doch vor allem Opfer stellt, Mittel gefunden haben, der Allgemeinheit zu helfen. Und wie waren wir gerüstet in dem menschenmordenden Kriege! Aber wieviele Tausende von Ärzten sind gestorben, am Flecktyphus, wie die Soldaten im Schützengraben! Ehre darum denen, die auf dem Felde dieses Kampfes zugrunde gegangen sind! Sie mahnen uns nur zu stets gleichbleibender Vorsicht. — So, und nun gehe hinauf in das Eßzimmer, dieweil ich mich umkleide und wasche, um von meinen Krankheiten nichts mit hinaufzubringen."

Als der Herr Doktor nach einiger Zeit frisch gewaschen und neu gekleidet zu seiner Frau trat und mit ihr speiste, sagte sie: „Weißt du, jetzt, wo ich die schlimmen Krankheiten gesehen habe und sie von dir so schön eingesperrt weiß, ist mir gar nicht mehr so angst vor ihnen. Wenigstens weiß man doch schon, wie man sich dagegen zu schützen hat. Und unsere Zeiten sind durchaus bessere und schönere, als jene, in denen man Menschen tötete, verbrannte, weil sie die Pest erregten oder geschaffen hätten, als mehr Mitmenschen infolge des aus der Unkenntnis entspringenden Wahnes totgeschlagen wurden, als die Pest selbst heute als Krankheit hinzumorden imstande wäre. Die ‚Pest' ist ein kleines, unvernünftiges Lebewesen, das den Menschen anfällt, um von ihm im Kampfe ums Dasein zu leben; der Mit-

mensch aber war ein ‚Mensch', ein Ebenbild Gottes und hatte zu essen, ohne den Mitmenschen töten zu müssen ..."

„Siehst du, kleines Frauchen, wie liberal und tolerant du bist! Die Aufklärung birgt immer Gefahren, besonders für den Verfechter derselben. Aber gibt es ein schöneres Streben, als die Wahrheit zu verkünden, den schrecklichsten der Schrecken zu zerstören, den Wahn des Menschen? Du siehst, wie das unsere Forschung tut und die Folgerungen, die du da zogst, ziehen hoffentlich auch die einsichtigen Männer unseres aufgeklärten Zeitalters und auch die Vertreter derselben in der öffentlichen Meinung, in den Zeitschriften, damit mir nicht wieder der Ruf entfährt bei der Lektüre über die Pest: ‚Daß doch die Pestilenz ..."

Der Todeszug der Pferde

Wandlung

Irgendwo wurde in diesen unerhört grausigen Zeiten einmal die Frage gestellt: „Welches war Ihr tiefster Eindruck, als der Sturm losbrach?" Wobei unter Sturm zu verstehen ist jenes gewaltige Welterschüttern, das die Länder und Menschen in Fetzen zerriß: der Krieg.

Ich verkroch mich in das hinterste Stübchen meines Herzens, als ich mir selbst Antwort auf jene Frage geben wollte. Ich fürchtete, daß man mich für kindisch halten könnte, für herzlos, gewissenlos, dumm ... ja das schlimmste, daß man mich auslachen könnte. Ich schämte mich vor mir selber, als ich mir Rechenschaft gab über den tiefsten Eindruck, da man doch annehmen möchte, daß ein Arzt die schlimmsten und grausamsten Erschütterungen erleben müßte, dort, wohin ihn seine Pflicht und sein Menschentum gestellt haben. Und wahrlich, es ist mir, wie auch sonst niemandem, von entsetzlichsten Eindrücken nichts erspart geblieben.

Aber vielleicht ist dies das Wesen des Arztes: „Hinter die Dinge zu sehen", und hinter den Dingen steht das Unwägbare, Unerkennbare, tiefstes Naturgeschehen. Vielleicht das, was man „Seele" nennt. Es verbirgt sich das Tiefste und Höchste bisweilen hinter ganz Unscheinbarem. Man muß nur der Natur ganz nahe kommen. Es war aber so — und heute kann ich darüber reden: weil so vieles gleichgültig geworden ist, weil unsere Gefühle so unsagbar durcheinander geschüttelt worden sind, daß wir noch nicht wissen, was groß und klein ist.

Es war so: Meine Doktorswohnung liegt an einer Brücke der großen Stadt. Der Fluß, über den sie sich in einem einzigen kühnen Bogen wölbt, kommt vom Gebirge her. Eine Hochwasserflut der bayerischen Berge und Flüsse hat diese Brücke einmal hinweggespült; vor ein paar Jahren; radikal. Die gewaltigen Quader der schweren Steinbrücke liegen heute noch wie

Steinbaukastenwürfel im brausenden Strom ... und wenn der Fluß zu einem kleinen harmlosen grünen Rinnsal zusammenschmilzt, sieht man auch jetzt noch diese Quader in dem leeren Flußbette liegen, wie Riesenbälle gewaltiger Naturmenschen oder Götter.

Zu solchem Spielzeug machen die Stürme der Berge das Menschenwerk.

Die Brücke war neu erstanden.

Es war der heiße Augusttag gekommen, der ewig unvergeßliche, da der Sturm losbrach. Die heiße Sonne lag friedlich auf der neu erstandenen Brücke und unter ihr floß die grüne Isar daher und dahin, der Donau zu und dem Meere. Die Brücke verband wieder das weite Land, die Hochebene mit ihren Hunderten von kleinen und größeren Städten, Hunderten von Dörfern und Gehöften mit der großen Stadt und mit dem ganzen Lande. Sie verband die trutzigen Berge und — von jenseits der Berge — den sonnigen Süden mit dem Lande, die Grenzen aufhebend, welche die Menschen unter sich aufgerichtet haben. Der Fluß aber verband mit seinen grünen Wässern noch mehr die Berge und das Land mit der ganzen Welt, da er dahinfloß der Donau und, mit ihr, dem fernen Meere zu. Das muß gesagt werden, weil an jenem heißen Augusttage plötzlich alles anders ward oder anders schien. Denn eigentlich hatte sich nichts in der Natur geändert, sondern nur in den Herzen der überhitzten Menschen war ein Sturm erstanden.

An jenem heißen Augusttage — schon dufteten zart und allzufrüh die Lindenbäume vor meinen Fenstern in einem köstlichen Hauche und säumten die breite asphaltierte Straße ein — vibrierte leise am frühen Morgen von der Brücke her der Boden; der samtene Asphaltboden der sauberen Straße zitterte nach und das kam davon, weil von der Brücke her Pferde über Pferde in langsamem bedächtigen Schritte sich der Stadt zu bewegten. Hunderte von Pferden, „Rössern", wie die Bauern ihre treuen Gefährten nennen. Die glatten Haare der Pferde glänzten in der Sonne, die langhaarigen Mähnen der braunen, schwarzen, scheckigen Rösser und die bis zum Boden schleifenden Schweife der Tiere waren, wie auch die Mähnen, durchflochten von langen seidenen farbigen Bändern. Die dichten langen

Pferdehaare waren zu kleinen Zöpfen geflochten und immer dazwischen leuchteten bunte Bänder, gelbe, rote, grüne. Gravitätisch und ernst und stolz, und doch etwas bang auf dem ungewohnten Asphalt und auf der glatten Straße, schritten die Pferde daher und dahin, eines hinter dem anderen. Ein jedes Roß aber ward geführt von seinem Herrn und Freund, dem Bauern. An dessen schwarz- oder rotsamtener Weste glänzten und glitzerten, je nachdem die Sonne sie traf, die silbernen großen Knöpfe, aus alten kostbaren Silbermünzen hergestellt. Die schwere silberne Uhrkette umspannte den wohlgerundeten Leib des stolzen und reichen Bauern. Seine Beine steckten in hohen, schwarz glänzenden Stiefeln und auf den Köpfen dieser Männer und Burschen prangte der grüne Hut des Gebirglers und darauf der Gamsbart oder der Adlerflaum. Die eine Hand des Bauern führte das Pferd an blank geputztem Lederriemen, dem Geschirr, das silberbeschlagen war oder im Messingglanze strahlte, während die andere Hand des Führers, mehr zum Schmucke als zum Antrieb, ein dünnes Stöckchen schwang ...

So zogen die Rösser daher, die stolzen, reichgeschmückten und die Bauern, die stolzen, reichen, im Silberschmucke. Ein Pferd hinter dem anderen, ein Mann hinter dem anderen, von der Hochebene her, von den Bergen herab, über die Brücke, hinein in die sie verschlingende Stadt, in die sie verschlingende Welt. So zogen sie an mir vorüber, stundenlang, an diesem heißen Sonnentage, aber auch am anderen Tage und an den weiteren Tagen, wohl eine Woche lang ... und bisweilen war das Asphaltpflaster glatt vom Regen, und da stürzten die Pferde nicht selten auf dem ungewohnten Parkett und sahen hilflos gen Himmel, wie das den Menschen ja auch bisweilen geschieht.

Während dieser Woche, immer wieder, während sich in meinem Zimmer gar manches schwere Menschenschicksal entschied, bei weinenden Frauen, sich sorgenden Männern, die auch in die sie verschlingende Welt ziehen mußten — — während dieser Woche mußten meine Augen immer wieder zum Fenster hinaussehen und dem endlosen Zuge der Pferde folgen.

Ich sah im Geiste weit hinauf auf die Hochebene über die Brücke hin den Bergen zu, in die Städte und Dörfer und Gehöfte und Güter und ich

sah, wie dort überall, allüberall die Männer ihre Rösser aus den Ställen führten; vom Pfluge weg der Bauer, aus den gepflegten Ställen der Gutsherr, aus den Marställen die Grafen und Fürsten und der König ... aus dem ganzen Lande heraus das ganze Volk.

Ich sah die Männer ihre Pferde streicheln und striegeln, stundenlang, bis deren Fell glänzte. Ich sah die Knechte aus den wohlgefüllten Speichern den Haber holen und vor die Mäuler der Pferde ausschütten, daß sie sich satt aßen, geruhig und stolz mit diesem reichen, königlichen Essen.

Ich sehe die Frauen und „Dirndln" der Bauern die Köpfe der Pferde streicheln, ihrer Hausfreunde. Ich sehe, wie die Finger der Frauen und Dirndln aus den bis obenhin gefüllten alten Truhen seidene Bänder entnehmen, gelbe, scharlachrote, blaue, grüne, und wie sie die Mähnen der Pferde zu Zöpfen flechten und die Bänder hineinknüpfen, und wie die Pferde still und ruhig und satt und zufrieden diesen Schmuck entgegennehmen. Ich sehe, wie ich es hundertfach gesehen habe, in die dichten Haare der Frauen selbst solche seidene Bänder geflochten, wie sie es zu tun pflegen, wenn sie zur Geburt das Lager aufsuchen, auf daß die Würde des Gebärens nicht gestört würde durch in Unordnung geratene Haare.

Dann sieht mein Auge weiter die Schmiede hundertfach im ganzen Lande – etwas hastig vielleicht, aber mit der Langsamkeit des gründlichen Handwerksmeisters – die Hufe der Pferde neu beschlagen, sehe sie ihnen neues, ausgewähltes Eisen auflegen für die harte Fahrt der Pferde. Etwas hastig, wie bemerkt, weil sie selbst, die Hufschmiede, die Gesellen, ja – freiwillig – die Lehrbuben sich noch in Putz werfen, die harten Bartstoppeln rasieren müssen, weil sie gleichfalls in die Stadt eilen müssen, dorthin, wohin auch die Pferde befohlen sind: dem Sturme entgegen.

Ich sehe ein weites, weites Winken der Frauen und Mädchen durch alle Dörfer und Städtchen und Städte, auf den Gehöften, den Gutshöfen, ein Abschiedswinken den nun dahinschreitenden Pferden und den Männern, den Geliebten nach, die die Pferde entführten und die wegschreitend die Dörfer leerten und die Stuben, die Felder und die Betten.

So zogen das reiche Volk und das reiche Roß, der Stolz des Volkes, auf hundert Wegen dahin, weg aus den leer werdenden Behausungen.

Wie wenn eine große Pumpe über das Land gelegt wäre, die alles in sich saugt: Mensch und Tier, Reichtum und Glück. Ein Riesenherz saugt das Blut aus dem ganzen Körper, um es hinauszuschleudern dorthin, wo man des Blutes bedarf. Von allen Wegen und Straßen kommend, trafen sich die Pferde und ihre Führer und strebten jener verbindenden Brücke zu, die das friedliche, lachende, reiche Land verband mit der weiten ungewissen Zukunft. – Die Brücke aber trug an ihren vier Ecken große reiche Steinfiguren, kunstvolle Gestalten, die die Provinzen des Landes darstellten und seine Fruchtbarkeit, seine Arbeit, seinen Reichtum und seine Kraft.

So zogen Mann und Roß daher, kraftvoll, reich, selbstbewußt, siegesgewiß, Stunde um Stunde, Tag um Tag, der Heimat zum Schutze, um welche der Sturm in noch unheimlicher Stille brütete.

Die großen schwarzen Augen der Pferde schauten ins Weite; etwas verwundert über das Ungewohnte, sicherlich sich fragend, warum man sie aus dem Stalle, vom Pfluge, von der Reitbahn, aus der Kaserne hinweggeführt hat.

Es krampfte sich mir das Herz zusammen bei diesem Zug der Pferde. Ein unendliches Mitleid kam über mich, wie man es empfindet, wenn des Sprechens noch ungeübte Kinder ihre großen Augen der Mutter oder dem Arzte zuwenden, ängstlich, weil sie nicht sprechen und nicht fragen können.

Bald werden sich die Muskeln der Pferde straffen vor den Geschützen, die Peitsche wird ihren Rücken schlagen – fremder Männer, deren Geruch ungewohnt, unangenehm in ihre Nüstern dringt, ganz anders als der Erdgeruch der Heimat und des gewohnten Stalles und des geliebten Herrn.

Die glänzenden Haare der so wohlgepflegten und betreuten Pferde werden struppig werden, die Ohren werden schmerzen von dem Donner der Geschütze, die Augen werden brennend werden von dem Feuer, das sich auftut, und die Peitschen werden ihre Haut blutig schlagen, den Leib fortzutreiben, hinein in das Feuer, gegen die Feuerkugeln, die von allen Seiten daherzucken.

Dann wieder wird das Pferd still stehen müssen in einer Schlucht, und wie Tausende von Fliegen und Wespen werden vom Himmel Pfeile herniedersausen, auf den Rücken der Pferde, in die Ohren, ins Auge, daß sie

sich aufbäumen in hilfloser Ohnmacht und Wut und Angst, und sie wissen nicht, warum und woher.

Der stolze Herr des Pferdes aber mit der roten oder schwarzen Weste von Samt und den silbernen Knöpfen wird im Dreck liegen und im Feuer stehen neben dem Rosse. Und hier und da und dort wird ein blutender Pferdeleib liegen und sich wie toll umherwerfen, seine Beine werden in die Luft schlagen und aus seinem Leibe werden wie Schlangen sich Magen und Darm hervorwälzen; ein Bach von rotem Blut wird sich um des Pferdes Körper wälzen und neben ihm wird der zuckende Körper seines Herrn und Führers liegen und die Nüstern der Pferde werden den schauerlichen Geruch von Blut einatmen müssen. Oder auch eng beieinander stehend, irgendwo unter freiem Himmel im Regen oder Schnee oder unter glühender Sonne wird sich der Magen der Pferde zusammenkrampfen, da er nur mehr Stroh oder Laub oder trockene Blätter zur Verdauung bekommt oder auch gar nichts.

All das sah mein Blick, der den Pferden nachsah und ihren Führern. So zog der Reichtum und der Frieden des Landes an mir vorbei ...

Plötzlich aber stockte mir das Herz, während ich die stolze Pracht sah: Keines dieser Geschöpfe wird zurückkommen und wieder über die Brücke hinüberschreiten, zurück zur Heimat, über den heimatlichen Fluß!

Wer wird den Pflug ziehen fürderhin? Welcher von den Männern wird zurückkehren? Wie viele Frauen werden weinen? Wer wird die Truhen wieder auffüllen? Wohl schlug mein Herz damals laut, weil es siegesgewiß schlug.

Aber es schlug doch so bang, wie noch niemals in meinem Leben: weil es einen Todeszug sah.

Heute schäme ich mich nicht mehr, das auszusprechen, was ich damals fühlte, aber im tiefsten Inneren verborgen gehalten hatte: Das war der tiefste Eindruck für mich aus den ersten Kriegsjahren, dieser Todeszug der Pferde, dieser Todesgang des Volkes.

Keines der Pferde ist zurückgekommen!

Keines hat die Heimat wieder gesehen.

Ausgesogen von Pferd und Haber und Menschen liegt das Land da-

hinten. Aber auch das Land, wohin die Hufe der Pferde geschritten sind, ist ausgesogen und leer. Die Truhen der Menschen mit den seidenen Bändern sind leer. Die zarten Finger der Frauen und Mädchen sind hart und rauh geworden, da sie selbst den Pflug ziehen mußten und da sie so viele Gräber schmücken müssen und Kreuze aufrichten. Ihr Gesicht ist grau geworden; besonders das Lachen ist verschwunden. Vor den leeren Truhen, auf den Gräbern liegend und schluchzend, vor den leeren Ställen und den schlecht gedüngten Äckern, in den des Kupfers und der Pfannen beraubten Küchen, in den glockenleeren Kirchen wird das L a c h e n getötet.

Das Land ist leer, die Gesichter sind starr geworden und fast tot.

Die Pferde sind tot, die braunen, die weißen, die Rapperln.

Niemals wieder werden sie auferstehen.

Auch das Doktorsrapperl ist tot. Und wird nicht auferstehen.

Nicht nur das Rapperl, von dem hier geschrieben steht aus früherer, ach, so friedlicher und lieblicher Zeit.

Die Stürme sind darüber hinweggerauscht und eine neue Luft ist über unseren Planeten einhergebraust.

In dieser neuen rauhen Luft müssen wir leben und uns einrichten.

Statt der Pferde und Rosse rasseln die Motorräder durch die Welt, über alle Wege, und die Lichter der Autos blitzen über die Straßen. Wo sonst die klugen sanften Augen der Pferde ihre Bahn suchten und wo die Mähnen und die Schweife der Pferde sich abhoben von der Straße, da kriechen schwer und unheimlich die Raupenbänder der Tanks einher und zermalmen die Erde.

So kam die Wandlung während des Sturmes und nun, nach dem Sturme.

So auch kann mein Wort nichts mehr künden vom Doktorsrapperl. Es ist endgültig tot.

Es summt und dröhnt und tost eine andere Melodie durch die Welt, eine grausige Melodie.

Auch die Herzen der Menschen sind hart geworden und grausam und auch der Arzt ist gewandelt worden.

Die Zeit hat ihn geschlagen. Die Not des Landes und die Not des Einzelnen haben den Arzt gewandelt.

Der Krieg hat den Arzt des Grausamen übergenug erleben lassen und mehr noch des Grauens läßt ihn die Zeit nach dem Kriege erleben: Er soll helfen, hundertfach mehr wie früher und findet kaum Platz in den Stübchen der Kranken, sich hinzusetzen, weil schon zu viele der Menschen in den Behausungen wohnen müssen. Neben ihm aber in den Stuben sitzt und hat sich eingenistet die Not, die Krankheit, das Heer der tückischen Krankheitserzeuger, und neben der Not der Krankheit erlebt der Arzt die Not der Seele der Menschen. Er erlebt die Armut und — was das schlimmste — er erlebt die Verzweiflung und die Hoffnungslosigkeit und es fehlt ihm der beste Helfer: das Lachen. Das Lachen der Menschen. Das Lachen aber ist so notwendig zum Leben und Gesunden wie die Sonne zum Reifen der Früchte.

Der Arzt aber soll helfen, wo alle so hilfsbedürftig sind. Und kann nicht daran denken, sich selbst vor allem zu helfen! Aber nur der kann helfen, der selbst nicht in Not ist. Und da muß gesagt sein, daß das Volk in seiner Not gerade den noch tiefer in die Not stößt, den es doch, ach so sehr, zum Helfen braucht: den Arzt! Das wird sich am Volke selbst bitter rächen.

Diese Wandlung, lieber Leser, erlebst du in diesem neuen Buche. Du wirst den Unterschied empfinden und fassen, der so ungeheuerlich klafft zwischen gestern und heute. Du lieber junger Kollege wirst den Abgrund schauernd durchmessen, der aufgerissen wurde zwischen alter und neuer Zeit und wirst die alten und neuen Doktorsfahrten nachdenklich vergleichen.

Der grausame und schmutzige Motor trägt den neuen Doktor durch das Land, über die Lande. Im sausenden Webstuhl der Zeit tobt des Motors Donner und das Doktorsrapperl ist nur noch eine Erinnerung. Seine großen Augen, die lebendigen, sind erloschen. Dies Büchlein aber soll eine wehmutsvolle Erinnerung an das Doktorsrapperl festhalten. Und soll die Wandlung zeigen, die geschehen ist.

So lade ich dich ein zu neuen Doktorsfahrten, zu den alten, halbverklungenen und zu den neuen, neu erklingenden.

Das Ohr des Arztes muß empfänglich sein für jeden Ton, der die Welt durchdringt! Es muß vor allem horchen auf die leisesten Töne, die neues

Leben künden. Wie sein Ohr das kindliche Herz im Leibe der Mutter erlauscht und sein Mund den erwartungsvollen Eltern Leben kündet, so glaube ich doch daran, daß in ganz leisen Schlägen sich neues Leben aufbaut, und solch frohe Kunde will ich weitertragen. Denn das vor allem ist ärztliche Aufgabe: Hoffnung zu wecken. Und wenn wir Ärzte vor allem die Melodie der Barmherzigkeit, des Mitleidens ertönen lassen, dann wird daraus ein Klang erstehen, der sich ausbreitet und alle Menschenherzen erfaßt.

Schon glaube ich einen solchen Ton zu hören, schon hat sich ein wenig des wilden Sturmes Brausen in aller Welt gelegt, eine neue Generation wächst heran, der Greuel müde.

Mit aller Kraft, liebe Leser, stimmt ein in diese Töne und laßt über alles Unfrohe hinweg und über alle gemeinsame Not euer ärztliches und menschliches Herz sprechen!

Seid Helfer! Mitleider und Mitleid verschenkend: So mag aus unseren Reihen der große Helfer erstehen für eine bessere Zukunft.

Die Zukunft nimmt ihre Kraft aus den Blutströmen von Millionen toter Menschen und der Geschöpfe, die das Leben und den Tod mit ihnen teilten.

So möge aus der Wandlung der Zeit die Schar der Ärzte erstehen, die über des Volkes aus der Not geborenen Undank hinwegblickend ausschreitet zu neuer Doktorsfahrt: „Allzeit Helfer der Menschheit!"

Auf zu solcher Doktorsfahrt!

Von Doktorsfahrten von gestern über solche von heute zu Doktorsfahrten von morgen!

Das hohe Lied vom Arzte

Als an jenem heißen Augusttage, dem Tage des Kriegsausbruches, das Leibregiment unter rauschender Musik mit der Fahne vor das Schloß zog, sich mühsam Bahn brechend durch die tausend und tausend hoch und tief erregten Menschen und als unter den Klängen der Musik die Menge das Lied sang vom heiligen Vaterland, das zu schützen ist, und die Luft vibrierte von den klingenden Stimmen und klopfenden Herzen, und der blaue Himmel die Klänge aufnahm . . ., an jenem stolzen und großen Tage stand ein grauhaariger Mann unter der Menge und sein Herz zitterte und er sang das Lied bewegt und erschüttert mit, den Hut in der Hand, wie die tausend anderen.

Er hatte im Heere nicht gedient und konnte daher als Arzt dem Vaterlande nur freiwillig seine Dienste anbieten.

An eben jenem Tage, mit der abflutenden Menge, ging er ins Kriegsministerium und bot sich für das Heer als Arzt an.

Als der ersten einer, der sich freiwillig meldete, wurde er in die Liste eingetragen.

Aber es war in den ersten Zeiten noch kein Bedarf an älteren Ärzten und der grauhaarige Doktor mußte warten, bis die Reihe an ihn kam.

So verging der wartende, heiße Sommer und der nasse Herbst, und es kam der Winter, der erste Kriegswinter. Der Arzt ging eifrig, noch eifriger als sonst, seinem Berufe nach. Mehr wie je bedurften die Frauen seines ärztlichen Beistandes. Er war Frauenarzt. Zuerst waren es die armen, verlassenen Frauen — auch Mädchen —, die seiner bedurften. Allmählich schon kamen die jungen Witwen zu ihm, die Kriegswitwen; dann die gebärenden Frauen, deren Männer im Felde oder schon in fremder Erde gebettet waren . . . Tag für Tag und — wie es sein Beruf besonders erforderte — Nacht für Nacht war auf diese Weise der alte Doktor auch

gleichsam Kriegsarzt, freiwilliger Soldatenarzt geworden. Ihm öffneten sich tausend Herzen in ihrer Qual. Sein eigenes Herz aber wurde erfüllt von all der Qual und es blieb ihm nichts mehr, für sich zu wünschen und zu hoffen, als nur der Drang zum Helfen.

Endlich, nach vielen Monden, gelang es ihm, in einem Gefangenenlager von Russen als leitender Arzt angenommen zu werden.

Vorher ging er noch – über Weihnachten – in seine geliebten Berge und saugte sich voll mit Schönheit und Reinheit der Natur.

Es war kein begehrter und kein begehrenswerter Posten, den er antrat.

Unter den gefangenen Russen herrschte die russische Schmutzseuche, der Flecktyphus. Weniger gefährlich für die fast immunen Russen als für die Wärter, Wächter und besonders für die Ärzte.

Dort habe ich den alten Doktor, den unermüdlichen, stets begeisterten Menschen kennen gelernt. Er achtete keiner Gefahr.

Oft durfte ich des Abends in seiner Baracke bei einer Zigarre seinen Erzählungen lauschen. Sie enthielten ein seltenes und seltsames Gemisch seiner Erfahrungen aus seinem Berufe, die er innerlich verarbeitete und die sein dichterisches Gemüt verklärte.

Eines Tages erkrankte er leicht. Er wußte sofort, daß dies der Anfang vom Ende für ihn sei: Flecktyphus. Da übergab er mir die folgenden Erzählungen, die er in den freien Stunden niedergeschrieben hatte, wenn seine Gedanken nach Hause eilten und sein Auge und seine Seele zurücksahen in die Kriegstage in der Heimat.

Dann starb er.

In diesen Doktorsfahrten des alten Arztes aber möge seine Stimme weiterklingen! Sie verdient es, den Ton schwerster Zeit hinüberklingen zu lassen zu besserer Fahrt.

Heilig sind die Frauen!

1.

Heilig sind die schwangeren Frauen!

So oft ich in diesen Kriegstagen eine schwangere Frau sehe, kommt mir eine alte jüdische Sitte vor Augen: Alt und jung läßt die schwangere Frau vorausgehen und erweist ihr die Ehren einer Königin, einer Heiligen: „Vielleicht trägt sie den Messias, den Erlöser, unter dem Herzen!"

So oft ich eine schwangere Frau sehe in diesen Tagen, denke ich an den ungeborenen Messias, an den Heiland, an den Erlöser, der heranwächst unter den Herzen der Frauen: An die Zukunft, an die Macht und Herrlichkeit einer neuen Zeit, die die Welt erlösen soll von Hinterlist und Tücke!

Ich sehe kommen den ewigen Frieden, der schlummert unter den Herzen der Frauen.

Heilig sind die schwangeren Frauen!

2.

Heilig ist die Frau, die seit sieben Jahren kinderlos in ihrer Ehe lebte und die heute zum Arzte kommt: „Mein Mann zieht dieser Tage mit hinaus in den Krieg. Sieben Jahre sind wir verheiratet. Wir haben kein Kind. Ich hätte wohl schon früher kommen sollen . . ."

Nun will sie von ihrem Manne ein Kind hinterlassen haben und es ihm bewahren und behüten mit all ihrer Liebe, und will es ihm entgegenstrecken, wenn er wiederkommt . . . und die Frau unterzieht sich sofort einem schmerzhaften Eingriff, um heute noch unter Schmerzen das Kind zu empfangen von dem Manne, der hinauszieht in den Kampf . . .

Heilig ist des Mannes Gefährtin!

3.

Heilig ist die schwangere Frau!

Die schwangere Frau, die stündlich ihrer Entbindung entgegensieht,

ihrer ersten Entbindung, schleppt mühsam ihren schweren Leib in der Sommerglut dieser Augusttage in das Zimmer des Arztes: „Herr Doktor, in fünf Tagen muß mein Mann fort ins Feld. Ich habe Sie nicht zu mir in unsere Wohnung gebeten, sondern komme deshalb zu Ihnen, damit er nichts davon erfährt: ich flehe Sie an, nehmen Sie mir das Kind künstlich, vorher, schon jetzt, heute, damit ich es meinem Manne noch zeigen kann, ehe er weggeht. Damit er sein Kind noch gesehen hat, ehe er ins Feld zieht ... machen Sie einen Eingriff, eine künstliche Geburt, ich bitte Sie, ich flehe Sie an ..."

Sie erhebt bittend die Hände, ihre Wangen glühen, und von ihrem schweren Leib strömt die Glut der Mutterschaft aus, wie von der fruchtschwangeren Erde ...

„Liebe Frau, das würde eine sehr schwere Operation sein und eine Gefahr für Sie, eine Lebensgefahr ... es ist ja nur noch ganz kurze Zeit bis zur Geburt ..."

Sie aber erwidert leidenschaftlich: „Wenn es keine Gefahr für das Kind bedeutet, tun Sie es, Herr Doktor, tun Sie es, ich will meinem Manne noch das Kind schenken ... er soll es noch sehen ... ach, wie haben wir uns gefreut ..."

Während das Herz des Arztes bebt, spricht sein Mund mit ruhiger, zuversichtlicher Stimme: „Liebe Frau, Sie werden Ihrem Mann das Kind entgegenstrecken, wenn er zurückkommt. Zeigen Sie ihm jetzt eine heitere Miene und sagen Sie ihm mit Zuversicht, daß Sie ihm das Kind behüten und ihm in den Arm legen werden, wenn er zurückkommt ..."

Da murmelt sie: „Ja, wenn er zurückkommt! Wenn er zurückkommt ..."

Heilig ist die schwangere Frau!

4.

Heilig ist die Mutter!

Unter den qualvollsten Schmerzen liegt die Frau in Wehen, um ihr Kind zu gebären.

Auf der Straße drunten der Lärm der aufgeregten Menge, der Schritt

der Soldaten, die heute am ersten Tage des Krieges hinausziehen ... der aufpeitschende und erschütternde, aber auch erhebende Gesang der sie begleitenden Bevölkerung und dazwischen der Klageruf der gebärenden Frau, hier oben im Zimmer.

Der junge Ehemann steht bleich am Bette seines wimmernden Weibes, das sich in Schmerzen windet. Sein Herz steht fast still beim Anblick dieses Jammers ... und jetzt der Jubelruf der jungen Frau, nach dem letzten Schmerz ... das Kind ist geboren, das erste Kind, das heißersehnte ... der Jubelruf wird übertönt vom Klingeln des Telephons drüben im anderen Zimmer.

Der Ehemann geht ans Telephon, während die junge Mutter jubelt: „Das Kind, hörst du, das Kind, mein Kind ... unser Kind ... ein Mädchen ... Mann, Schatz, hörst du, wir haben ein Kind ...“

Der junge Mann kommt zurück, bleich, fahl und sieht das Kind schmerzverzerrt lächelnd an und spricht nichts.

Da weint die junge Mutter laut: „Verzeih, verzeih, lieber Mann, daß es ein Mädchen ist ... ich weiß, du wolltest einen Buben haben ... ach verzeih, daß es ein Mädchen ist und freu dich doch ... freu dich doch ...!“

Er aber murmelt: „Ich freue mich ja, mein Lieb, ich freue mich ja, sei doch nicht so töricht ... wie ich mich freue ...“

Er beugte sich auf die junge Mutter und das Kind und küßte beide ... und birgt den Kopf in den Kissen, damit man nicht seine Tränen sehe ...

Am Telephon hat man ihm gesagt, daß er morgen ins Feld einrücken müsse, sehr weit weg, an die Front ... und alles muß er verlassen, das Weib, das Kind ...

Vor der Türe sagt er zum Arzt: „Das Kind, das Mädchen, muß wenigstens einmal nicht in den Krieg ... ich aber ziehe nun gerne hinaus: bald komme ich wieder!“

Heilig ist die Mutter!

5.

Ihr heiligen Mütter, Ihr Frauen der Millionen Männer, die ihr Blut hinaustragen aufs Schlachtfeld, das Vaterland zu verteidigen ... Ihr hei-

ligen Frauen, unter Eurem Herzen sprießt schon das junge Blut der neuen Generation; das Blut der Kinder, deren Väter hinausgezogen sind und Euch dies Erbe hinterlassen haben, das Ihr behütet, und das erstarken wird, um das zu genießen, was ihre Väter ihnen bewahren und erhalten: das große, das heilige Vaterland!

Ihr Mütter, wahret das Gut unter Eurem Herzen! Wahrt die Zukunft des Vaterlandes!

Ihr Männer beugt das Knie vor den Frauen und laßt sie vorangehen wie eine Königin, eine Heilige: Unter ihrem Herzen reift heran der Erlöser für des Vaterlandes Glück!

Heilig sind die Frauen!

Die Frau mit ihrem Kinde

„Dieser Brief soll sofort nach meinem Tode befördert werden!" So stand auf dem Briefumschlag, der die Adresse eines Arztes trug. Mitten durch den Umschlag und den darin befindlichen Brief ging ein zerfetztes Loch.

Dunkelbraunrot waren Brief und Umschlag.

Blutflecken.

Die Sendung hatte sich in einem gewöhnlichen Feldpostbriefumschlag befunden, den der Arzt soeben erhalten hatte.

Der Empfänger nahm den blutig zerfetzten Brief sorgsam in die Hand. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und öffnete ihn besonders sorgfältig mit einem scharfen Messer. Behutsam entnahm er den vierfach zusammengelegten Inhalt. Er entfaltete den Bogen. Nun wies dieser vier blutig umrandete Löcher auf.

Und der Arzt las: „Dienstag, den 4. August 1914. Sehr verehrter Herr Doktor! Ich war soeben bei Ihnen in der Sprechstunde. Ich habe Ihnen meine junge Frau angelegentlich empfohlen, für die Zeit, da sie ihr Kind zur Welt bringen würde und darnach. Wir haben nicht viel gesprochen. Ich habe an Ihrem Händedruck gemerkt, daß ich mich auf Sie verlassen kann. Da bin ich beruhigt heimgegangen und gehe nun ruhig ins Feld.

Wenn Sie dieser Brief erreicht, bin ich tot. Teilen Sie es meiner Frau mit. Ich weiß nicht, ob ich bis dahin Vater geworden bin oder nicht. Stehen Sie meiner jungen, lieben Frau bei! Und vielleicht dem Kinde. Besten Dank! Ihr ergebener Karl Mehring, Oberleutnant."

Als der Arzt die kurzen Zeilen gelesen hatte, sah er vor sich hin. Er erblickte den Stuhl neben seinem Schreibtische, auf dem der junge Amtsrichter, Oberleutnant der Reserve, vor drei Monaten gesessen hatte.

Der Stuhl war leer.

Der Arzt entnahm dem Feldpostumschlage noch ein kurzes Schreiben: „Unser Herr Oberleutnant ist heute durch einen Herzschuß getötet worden. Gestern hatte er einen Streifschuß an die Stirne bekommen. Trotzdem ist er heute bei der Erstürmung eines Schützengrabens vorausgeeilt. Er war der einzige überlebende Offizier der Kompagnie. Da traf ihn die Kugel. Wir haben ihn heute nacht begraben. Und drei Salven über seinem Grabe abgegeben. Wir fanden beifolgenden Brief in seiner Brusttasche. Die Kugel ist mittendurch gegangen. Wir schicken den Brief sofort ab. Unteroffizier M .. O .."

Der Arzt ließ die Hand sinken. Vor drei Wochen hatte er die junge Frau entbunden. In der Narkose, während der schweren Geburt, hatte sie – fast noch ein Mädchen mit ihren zweiundzwanzig Jahren – immer den Namen ihres Mannes gerufen: „Karl, Karl!"

So oft der Arzt alsdann die junge Wöchnerin und ihr Kind besucht hatte, sah er, daß sie geweint hatte. „Sie dürfen nicht immer weinen," sagte der Arzt. „Sehen Sie Ihr gesundes und schönes Kind an; es schadet ihm, wenn Sie so viel weinen. Sie müssen ein gesundes Kind haben, wenn Ihr Mann zurückkommt."

Sie hatte schmerzlich gelächelt. Dann hatte sie ihr Kind an die Brust gedrückt und nichts erwidert. Aber sie wiegte leicht den Kopf und murmelte, des Arztes Worte wiederholend: „Wenn er zurückkommt!" Und sie sah mit zitternden Augen auf das Tischchen neben ihrem Bette, auf dem das Bild ihres Mannes stand. –

... Mit seiner schweren Last in der Tasche kam heute der Arzt zu der jungen Mutter. Er fand sie in ihrem Wohnzimmer, am Schreibtische sitzend. Sie trug ein lockeres Kleid, das ihren fast mädchenhaft schlanken Leib umschloß. Auf dem Tische inmitten des Zimmers stand ein großer, frischer Blumenstrauß. Sie stand auf, gab dem Arzte die Hand und sagte: „Die Blumen hat mein Mann bestellt, zu meinem Geburtstage, noch ehe er weggegangen war. Ich werde heute zweiundzwanzig Jahre alt ..."

„Zweiundzwanzig Jahre ..," wiederholte der Arzt. „Zweiundzwanzig Jahre ...," er nahm ihre beiden Hände und drückte sie innig. Sie fügte

hinzu: „Ich habe heute auch einen Brief von ihm bekommen. Denken Sie, Herr Doktor, jetzt erst weiß er, daß wir ein Kind haben. Wie er sich freut!"

Sie ging in ihrem lockeren Kleide zum Schreibtisch und holte den Brief. Sie reichte ihn dem Arzte.

Er las: „... Liebe, liebe kleine Frau! Ich bin glücklich, überglücklich, daß wir ein Kind haben, Du und ich ... ich kann es nicht fassen. Wir zwei jungen Menschen sind jetzt Vater und Mutter! Du warst so tapfer, wie mir der Doktor geschrieben hat. Wenn ich wieder zu Hause bin, gehe ich nie mehr von Dir fort; armes Kind, die alles allein hat durchmachen müssen! ... Wenn Du diesen Brief bekommst, muß ungefähr Dein Geburtstag sein. Nimm den Blumengruß, den ich Dir noch zu Hause bestellt habe, und glaube, daß ich an eine andere Feier an Deinem ersten Geburtstage in unserer Ehe gedacht hatte! Und doch bin ich heute so glücklich, so glücklich, mit Dir und unserem Kinde ... nun wird alles gut werden und froh und erfolgreich auch hier in den Vogesen, wo wir heiß kämpfen müssen ..."

Der Arzt las den Brief langsam, langsam ...

Er saß nun neben der jungen Frau auf dem Sofa in dem einsamen Zimmer.

Dann legte er den Brief in ihre Hände zurück.

Er nahm ihren Arm in seine Hand, mechanisch, als ob er den Puls fühlen müsse, und sah mit leeren Augen auf das Zifferblatt der Uhr in seiner anderen Hand ... lange, lange ...

Auf seiner Brust brannte der blutige Brief mit den vier Löchern, getränkt mit dem Herzblute des Toten, dessen Mund soeben noch ausgesprochen zu haben schien: „Ich bin so glücklich, so glücklich ..."

*

Als der Arzt nach ein paar Stunden von der jungen Frau gegangen war, in deren Händen der blutige Brief schwankte, da frug er sich: „Bin ich Arzt oder Priester in diesen Tagen?"

Die Frau ohne Kind

Als der Arzt die junge Witwe des vor ein paar Wochen gefallenen Offiziers und ihr Kindchen besuchte, fand er die schlanke, fast kindliche Gestalt in ihrem einfachen, schwarzen Gewande neben dem Bettchen des Kindes sitzen.

Ihre Augen waren vom vielen Weinen gerötet und ihre dichten, blonden Haare lagen in schweren Zöpfen um den feinen Kopf voll tiefsten Jammers. Des Jammers um ihr einzelnes Schicksal. Und des Jammers, wie ihn Tausende von Frauen tragen in diesen Tagen des Krieges.

Sie lächelte schmerzlich, als sich der Arzt nach ihrem Befinden und dem des Säuglings erkundigte.

Das Lächeln war ihre Antwort.

Sie besprachen die bevorstehenden Weihnachtstage. Der Arzt meinte, die junge Frau solle zu ihren Schwiegereltern gehen, die in einer kleinen Stadt wohnten.

Sie selbst war Waise.

„Und das Kind?" frug sie.

„Das Kind nehmen Sie natürlich mit," erwiderte der Arzt.

Von dem Tage an, da sie die Kunde vom Tode ihres Mannes erhalten hatte, war die Mutterbrust versiegt. Sie befürchtete eine Schädigung für das Kind durch den Wechsel der Milch. Der Arzt gab ihr Verhaltungsmaßregeln. Dann sagte er: „Bringen Sie den einsamen alten Leuten ihr Enkelchen. Es ist ihnen eine Weihnachtsfreude. Denn sie haben ihren Sohn verloren. Sie müssen ihnen eine Tochter sein ... Sie gehören zusammen."

„Das werden schöne Weihnachten," murmelte die junge Mutter und neigte ihren Kopf bitter.

Der Arzt erwiderte: „Weihnachten ist vor allem für die Kinder da.

Sie sind nun kein Kind mehr. Sie sind Mutter und müssen anderen Weihnachten bringen. Ihrem Kinde und den großen Kindern, die Sie mit dem Tode Ihres Mannes bekommen haben: den Großeltern Ihres Kindes ... Sie sind Mutter geworden und müssen auf eigene Weihnachten verzichten. Die letzten Wochen und Monate haben Ihnen viele Jahre zugelegt an Erlebnissen und Erfahrungen ..."

Das sagte der Arzt, um ihre Gedanken von ihrem schweren Schicksale und ihrem eigenen Ich abzulenken.

Sie antwortete tonlos, mit ganz anderen Gedanken beschäftigt: „Ja, ja, Weihnachten, das hatte ich mir anders vorgestellt ... ja, ja, ich werde zu seinen Eltern gehen und das Kind mitnehmen ..."

Dann sah sie zu dem Bettchen des Kindes hin. Sie betrachtete still das Kind. Der Arzt folgte ihrem Blicke und es schien ihm, als ob das Kind dem toten Vater außerordentlich ähnlich sehe. Er sagte: „Wie das Kind seinem Vater ähnlich sieht!"

Die junge Mutter sah immer noch auf ihr Kind und wieder verzog sich ihr Mund zu einem schmerzlichen Lächeln. Es war, als ob jemand ganz Fremder in ihrem Antlitz lächle. Das stille, zarte Gesichtchen lächelte wie abwesend und ihre Augen sahen das Kind an, ihr Einziges, Liebstes, ihr Alles, was ihr geblieben war ...

Aber plötzlich stand sie auf und schlug mit beiden Fäusten ihrer kleinen, zarten Hände auf den Rand des Bettchens, in dem das Kind lag, und sie schrie zu dem Kinde: „Du, du wenn nicht wärst, warum bist du da, warum habe ich dich geboren ... wenn du nicht da wärst ... ich wüßte, was ich täte, wohin ich zu gehen hätte ..."

Sie schlug mit den Fäusten auf den Bettrand, so daß das Kind mit den großen, blauen Augen erschrocken in ihr Gesicht sah. Dann fiel die Verzweifelte mit dem Kopf auf die Kissen des Bettes und sie weinte und schluchzte ...

Der Arzt blieb schweigend sitzen.

Er hinderte sie nicht.

Nach einiger Zeit nahm die junge Mutter das Kind aus dem Bettchen, drückte sein Köpfchen an ihr verweintes Gesicht und preßte das Kind an

ihre Brust, es festhaltend: Ihr Einzigstes, ihr Liebstes, ihr Alles, das ihr geblieben war.

Da sagte der Arzt: „Ich kann Ihnen nichts sagen. Ich kann Ihnen noch nichts sagen. Ich begreife Ihren Schmerz, Ihren Jammer ... Ihre Wut. Ihre Wut gegen das Schicksal ... ich verstehe Sie, liebe Frau ..."

— — — — — — — — —

Und er meinte, das sei der Jammer größter, den er miterlebt hatte, unter dem vielen Schrecklichen, das er erfahren hatte in seinem Berufe in den vergangenen Monaten dieser fürchterlichen Zeit.

Das meinte er ...

Aber er meinte es nicht mehr nach ein paar Stunden.

Denn es meldete sich vor seiner Sprechstunde eine junge Dame bei ihm. Sie müsse ihn dringend sprechen.

Sie saß dann auf dem Stuhle neben seinem Schreibtische. Auf dem Stuhle, auf welchem nun schon so viele unglückliche Menschen in den vergangenen Monaten gesessen hatten, seitdem die Männer ausgezogen waren, den heimatlichen Herd zu schützen; seitdem die Frauen verwaist ihr Leben führten und wie Helden und Heilige den heimatlichen Herd hüteten ...

Der Arzt konnte den Unglücksstuhl nur mehr mit Qual ansehen und doch wußte er: „Auch diese junge Frau wird nicht die letzte sein, die in ihrem Schmerze da sitzt."

Sie war völlig verstört.

Schneeweiß waren ihre Wangen, in denen zwei dunkle Augen flatterten, die sich starr auf den Arzt richteten. Seltsam stach das bleiche Antlitz ab von den schwarzen es umrandenden dichten Haaren.

Er kannte die junge Künstlerin schon lange. Sie war oft bei ihm gewesen. Sie war mit einem Manne verbunden, der mit seiner Ehefrau in Scheidung lag, aber die Scheidung noch nicht hatte erzielen können. Es bestand ein ganz besonders inniges Verhältnis zwischen den beiden Liebenden. Vollste Übereinstimmung aller geistigen und künstlerischen Interessen und eine glühende körperliche Zuneigung verband die zwei Menschen. Kurz vor dem Kriegsausbruch war die junge Künstlerin strahlend bei dem Arzte gewesen und hatte erzählt, daß die Hindernisse für eine öffentliche Ver-

einigung nun beseitigt seien. Der Arzt allein war der Vertraute dieser restlosen Verbindung der zwei Liebenden und er war ihr Berater in ihren schweren leiblichen und seelischen Nöten.

Dann war der Krieg gekommen.

Der Mann war der ersten einer, der freiwillig ins Feld zog, trotz aller Bande, die ihn fesselten ... ach, wie eben das ganze Volk hinauszog, freiwillig, Millionen und Millionen ...

Kaum, daß er Abschied genommen hatte.

Nur ein Wort hatte er ihr gesagt: „Meine Liebe nehme ich als Heiligstes mit hinaus. Bewahre unsere Liebe!"

Und sie bewahrte sie. Niemand wußte davon, als nur der Arzt, der Vertraute.

Nun sagte das junge Weib zu dem Arzte: „Herr Doktor, ich bitte Sie heute nur um einen Rat. Geben Sie mir irgendeine Beschäftigung, die mich ausfüllt. Den ganzen Tag und die Nacht ... ich muß entfliehen vor mir."

„Ist er gefallen?" frug der Arzt.

Er hatte es sich in diesen harten Tagen und Wochen abgewöhnt, zarte Floskeln zu gebrauchen, schwächliche, einhüllende und einlullende Worte, Phrasen ... das alles war weggeblasen in diesen Kriegstagen.

„Ja, er ist gefallen," sagten ihre Lippen. „Vor sieben Wochen habe ich die letzte Karte von ihm bekommen. Seitdem nichts mehr. Ich habe überall nachgeforscht, war bei den Verwundeten seines Regiments ... man sagte mir, er sei an der Spitze seines Zuges verwundet worden und man habe nichts mehr von ihm gesehen. In den Verlustlisten steht er als vermißt ... an seine Verwandten kann ich mich nicht wenden ... ich darf das Geheimnis nicht brechen ... und heute las ich in der Zeitung die Anzeige von seiner Mutter."

Sie holte mit zitternden Händen ein Zeitungsblatt aus der Tasche, auf dem stand: „Mein braver Sohn Eduard durfte für sein über alles geliebtes Vaterland den Tod erleiden ... Die Mutter."

„Nun weiß ich es," sagte die arme Verlassene; „er ist tot. Was soll ich tun, Herr Doktor? Ich habe niemanden außer Ihnen, der davon weiß."

Es zuckte um ihre feinen Mundwinkel. Ihre Augen spähten zitternd in die des Arztes. Keine Träne kam ihr. Man sah den Augen an, daß ihnen noch keine Träne wohltätig entflossen war ...

Dann hob sie ihren Körper mit einem Ruck: „Ich habe Gelegenheit, als Wäschebüglerin in einem Lazarett unterzukommen. Eine solche Stelle ist frei. Vielleicht kann ich mich auf diesem Wege allmählich als Pflegerin einschmuggeln ... ich will pflegen ... Tag und Nacht ... helfen Sie mir, Herr Doktor ... meinen Beruf als Künstlerin kann ich ja jetzt nicht ausüben." Ein bitterer Zug schloß ihren Mund, dem sonst die zartesten Melodien entströmten.

Der Arzt widersprach nicht. Vielmehr sagte er: „Ja, tun Sie das. Aber wollen Sie nicht seiner alten tapferen Mutter schreiben? Wußte sie nichts von Ihren Beziehungen?"

Sie antwortete: „Er hatte ihr geschrieben, daß er eine Liebe habe; mehr noch nicht."

Da riet der Arzt, indem er ihre Hände faßte: „Schreiben Sie seiner Mutter! Sie soll wissen, daß noch ein Frauenherz um ihn weint. Nennen Sie ihr Ihren Namen nicht. Wenn Sie wollen, geben Sie meine Adresse an; wenn die Mutter von Ihnen hören will, so kann sie sich an mich wenden. Vielleicht werden Sie ihr eine Tochter. Dann tun Sie Gutes für ihn und für die Mutter. Und vielleicht für sich selbst."

Plötzlich trat vor das Auge des Arztes die junge, zweiundzwanzigjährige Witwe mit ihrem Kinde und ihrem Schmerze und ihrem Hasse gegen das Schicksal, dem wilden Aufbäumen ihres Herzens und wie er sie zu den Eltern ihres toten Mannes geschickt hatte. Und — nur um etwas zu sagen, das vielleicht einen Trost geben könne, — erzählte er der Heldin vor sich von jener Frau und ihrem Unglück.

Da aber verzog sich deren Mund zu einem unsagbar bitteren Lächeln und sie sagte: „Die ist glücklich! Sie hat es gut! Sie hat ein Kind von ihm ... sie hat ein Kind ... und wir durften keines haben ..."

*

Als der Arzt wieder allein war, mußte er in seinen Gedanken dieser ganz, ganz Verlassenen recht geben. Sie war noch viel unglücklicher als

jene mit ihrem Kinde. Sie war viel bedauernswerter als die Schicksalsgenossin, die in diesen ersten schweren Tagen ihr Kind verwünscht hatte, das sie von ihrem Manne trennte — wie sie meinte ...

Hier aber war der Krieg so schnell gekommen, daß er nicht einmal Zeit gelassen hatte, ein lebendes Erinnern an den geliebten Mann zurückzulassen ...

— — Wohin ging sie?

In welches Leben von Einsamkeit und Trauer?

Wohin?

Schwer schlägt der Hammer des Krieges die Frauen!

Die Frau und das tote Kind

Die junge Hauptmannsfrau ging mit schwerem, langsamem Schritt an ihren Schreibtisch.

Ein loses, weites Gewand umhüllte den fruchtschwangeren Leib.

Sie setzte sich schwerfällig auf den Stuhl vor dem Schreibtische und schloß ein Schubfach auf. Sie entnahm dem Fache, das wohlgeordnet alle möglichen Papiere enthielt, zwei Päckchen Briefe. Dann verschloß sie den Schreibtisch wieder.

Die Päckchen Briefe waren von gleichem Umfange. Das eine war von einem rosa Seidenbändchen umschnürt. Das andere von einem blauen.

Als die junge Frau das Zimmer verließ, die zwei Päckchen in der Hand, blieb sie für einen Augenblick an der Türe stehen und sah zurück in das wohnliche, stille, einsame Zimmer. Und grüßte das Zimmer und die Wände und Bilder und Möbel, wie zum Abschied und Wiedersehen.

Dann ging sie über den Korridor, sich bisweilen an der Wand stützend, in ihr Schlafzimmer.

Als dann der Arzt und die Wärterin gekommen waren, ordneten sie dies und das in dem Zimmer, in welchem die junge Frau ihr Kind erwarten wollte. Der Arzt setzte sich ans Bett der Frau. Sie übergab ihm die zwei Bündelchen Briefe, die sie mit ins Bett genommen hatte. Sie lächelte dabei und sagte: „Sie wissen schon, Herr Doktor ... wenn es ein Bub wird, dann geben Sie die Briefe mit dem blauen Bändchen auf die Post, wenn Sie so freundlich sein wollen. Das andere, wenn es ein Mädchen sein wird."

Der Arzt nahm die Briefe entgegen, legte sie auf das Nachttischchen, das neben dem Bette stand, und sagte: „Ich werde die Briefe gerne besorgen, Frau Hauptmann."

Sie bedankte sich und fuhr fort: „Sie waren so gütig, mir Ihre Hilfe

auch in solchen Dingen anzubieten, die eigentlich mein Mann besorgen müßte, wenn er bei mir wäre, und die ein wenig außerhalb Ihres Berufes liegen."

Er antwortete: „Sie irren, gnädige Frau. Auch das liegt innerhalb meines Berufes. Jetzt, im Kriege, mehr denn je. Ich habe zudem Ihrem Manne versprochen, daß ich mich Ihrer Angelegenheiten annehme, in denen Sie mich als Freund Ihres Hauses brauchen können."

Der Hauptmann war vor drei Monaten in Frankreich schwer verwundet worden. Seine Frau hatte, trotz ihrer Schwangerschaft, — es war die erste, langersehnte Hoffnung nach fünfjähriger Ehe — es erreicht, den schwer verletzten Gatten aus dem Lazarett in die Heimat bringen zu dürfen. Vier Tage und Nächte hatte es in Anspruch genommen, bis sie den durch einen Schuß durch den Oberschenkel völlig bewegungsunfreien Mann nach Hause gebracht hatte. So lange dauerte die unendlich lange Eisenbahnfahrt des unbeweglichen Mannes, an dessen Seite die junge, leidende Frau ihre Nervenspannkraft verbrauchte, obwohl sich in ihrem Leibe ihr gemeinsames Kind regte und sie an kommende Pflichten erinnerte und seine Ansprüche stellte an ihren Körper und ihre Nerven.

In den Tagen und Wochen der Heilung des Mannes, die gequält waren durch die Schmerzen infolge der schweren Verwundung und noch mehr durch die vibrierenden Nerven, in denen noch das Brüllen der Schlachten nachzitterte, am meisten aber durch die Ungeduld, wieder hinauszukommen ins Feld, zur Kompagnie, gegen den Feind . . . in diesen schweren, aufreibenden Tagen und Stunden hatte die junge Frau den Mann mütterlich betreut, ihre eigenen Sorgen und Beschwerden niederkämpfend. Sie vertändelte mit ihm die unwillkommen müßigen Stunden, um seine Nerven einzulullen und die eigenen.

In diesem Vertändeln der Zeit schrieben sie die Briefe, die den Verwandten und Bekannten die Geburt des Kindes anzeigen sollten. Sie berieten jede einzelne Adresse, wie wenn es eine ungemein wichtige Sache wäre, und erschöpften so die langsam kriechende Zeit. Dann schrieben sie die Briefe ein zweites Mal: „Weißt du," sagte sie, „wir müssen die Anzeige anders fassen, je nachdem es ein Mädchen oder ein Bub wird." Und

ihre Herzen schlugen stärker, so oft sie das Wort „Bub" oder „Mädchen" hinsetzten, diesen Inhalt kommenden Glückes.

Dann wurden die Briefe säuberlich mit den seidenen Bändchen umschlungen; er lächelte auf seinem Lager und sagte: „Das ist eine schöne Beschäftigung für einen Offizier im Kriege!"

Da sagte sie: „Jetzt gehörst du mir und nur mir und unserem Heim, du unbeholfenes Kind ... später gehörst du wieder deinen Soldaten."

Als er wieder gehen konnte, konnte er den Tag nicht erwarten, ins Feld zu kommen. Und als er endlich, fast noch humpelnd, von seiner Frau Abschied nahm, drüben in dem Zimmer, das jetzt so einsam und still war, hatte er seine Frau umarmt und dabei erschauernd das Schlagen ihres Herzens und das des Kindes in ihrem Leibe gespürt. Er sah sie schweigend an und sie las in seinem Blicke all seine Sorgen um sie, die zurückblieb, und seine bange Freude um das Kind, das sie trug ... aber sie sagte ihm nur als Antwort: „Leb wohl! Ich bin eine Soldatenfrau!"

All seine Briefe aus dem Felde waren voll der Sorge um ihr Befinden und das des Kindes, des ungeborenen.

Einen solchen Brief, den die junge Frau an diesem Morgen erhalten hatte, zeigte sie dem Arzte. Er sagte: „Nun wird er bald aller Sorge enthoben sein und auch Sie, Sie tapfere, liebe Frau." Das sagte er aus warmem Mitfühlen heraus, da sie die Schmerzen der langdauernden Geburt und den Jammer ihrer Einsamkeit und die Angst um den kaum genesenen Mann draußen an der vordersten Front und das Zagen um das zu gebärende Kind mit Aufwand seltener Energie trug. Man merkte es ihr an: sie wollte sich würdig zeigen der schweren Pflichten der Soldatenfrau.

Stunden auf Stunden vergingen während der Geburt.

Ungewöhnlich schwere Stunden ... selbst für den helfenden Arzt.

Das endlich geborene Kind, ein Knabe, war tot.

Der Arzt entzog sofort das tote Neugeborene den Augen der Mutter, die es noch nicht gesehen hatten. Er nahm das kräftige, lebend frisch aussehende Kind und trug es selbst zur Badewanne, dort dem Bette der Mutter den Rücken kehrend, so daß sie sein Hantieren nicht sehen konnte.

Er badete das tote Kind lange, während sich die schwarzen, nun geöffneten Augen der Mutter aus dem bleichen Gesichte abhoben und den Bewegungen des Arztes folgten.

Es war ganz still im Zimmer. Die Wärterin sah dem merkwürdigen Tun des Arztes stumm zu.

Nur das Plätschern des Badewassers war in dem Zimmer zu hören. Während mechanisch die Hand des Arztes mit einem großen Schwamm bald kaltes und bald warmes Wasser über den schlaffen Körper des toten Kindes rieseln ließ, gingen seine Gedanken in die Nähe und in die Weite und sein Kopf glühte in sich überstürzenden Gedanken.

Da frug es aus dem Bette der jungen Mutter leise und bange: „Warum schreit das Kindchen nicht, Herr Doktor?"

Dieser nahm es aus dem Wasser, hüllte es schnell in ein weißes Leintuch, rieb das weiße Bündelchen kräftig und sagte: „Das Kind hat noch nicht geatmet, gnädige Frau. Ich muß es erst zum Leben bringen ..."

Er wandte sich zur Wärterin und bat sie, ihm seine Instrumententasche ins Nebenzimmer zu bringen und er trug das weiße Bündelchen hinaus, während ihm die Pflegerin folgte.

Er schickte diese sofort wieder zur jungen Frau, um sie zu betten und Ordnung zu machen, nicht ohne ihr eingeschärft zu haben, nichts über das Kind zu sagen.

Dann stand er sinnend vor dem Kinde, untersuchte es genau und schüttelte den Kopf.

Die alte Mutter der jungen Frau hatte bange Stunden in den Nebenräumen verbracht. Sie trat ein und sah den Arzt zitternd und fragend an: „Was ist mit dem Kindchen? Ist es tot? ... ach Gott, welches Unglück!"

Der Arzt machte eine bedauernde Handbewegung. Da setzte sich die alte Frau schwer atmend in einen Stuhl. Sie sagte: „Um Gottes willen, sagen Sie es meiner Tochter nicht, lieber Herr Doktor. Es wäre ihr Tod. Ihre Nerven sind am Ende ... hört denn das Unglück gar nicht auf ... ach Gott, ach Gott ..."

Der Arzt schüttelte den Kopf. Dann sagte er: „Nein, gnädige Frau, das geht nicht. Das kann ich nicht und darf ich nicht. Ich werde es ihr

sagen. Ich werde ihr die Wahrheit sagen. Sie ist ein tapferer Mensch und hat ein Recht darauf, die Wahrheit zu erfahren. Ich bleibe noch bei ihr ..."

Als er zu der jungen Mutter trat, ohne das Kind, lag sie still und frisch gebettet da. Ihre Haare waren in Ordnung gebracht, die weißen Hände lagen auf der Decke, ihr erschöpftes Gesicht war schneeweiß, nur ihre Augen zeugten von den Aufregungen und Anstrengungen, nicht nur der letzten Stunden, sondern Tage und Monate. Sie sahen starr und ängstlich den Eintretenden an. Dann frug sie: „Wo ist das Kind? Was ist mit ihm? Ist es gesund? Sagen Sie es mir, Herr Doktor."

Er faßte ihre beiden Hände und sah sie an: „Meine liebe Frau, das Kind ist sehr lebensschwach ... ich habe alles getan, um es zum Leben zu bringen ..."

Da frug sie leise, zitternd der Antwort lauschend: „Ist es tot?"

Der Gefragte antwortete: „Ich habe es nicht mehr zum Leben bringen können, liebe Frau."

Sie schloß die Augen. Schlaff lagen ihre Hände in den seinen. Dann murmelte sie: „Es ist tot ... unser Kind."

Sie schwiegen beide und es war still in dem Zimmer, in dem es dunkel wurde. Eine schwere Luft lag in dem Raume, dick und schwül von den bangen vergangenen Stunden ... und während die Dämmerung leise ins Zimmer schlich und alle Gegenstände einhüllte in ein Verschwimmen und Verschwinden, leuchtete nur das blasse, weiße Antlitz der jungen Mutter in dem Raume, beschattet von den langen, dunklen Wimpern der geschlossenen Augen.

Neben dem Bette saß der Arzt, der den weißen Mantel mit seinem dunklen Rocke vertauscht hatte und hielt die beiden Hände der jungen Mutter fest in den seinen und strich ihr bisweilen über die eiskalte Stirne.

Nach einiger Zeit frug er, und unterbrach damit die Stille: „Wollen Sie das Kind sehen, gnädige Frau? Es ist so frisch und schön geformt ... es hatte sicherlich bis zum letzten Momente der Geburt gelebt."

Sie gab keine Antwort. Dann öffnete sie die Augen. Ihre Blicke sahen ins Leere, weit hinweg, viele Meilen weit, über den Arzt hinweg, über das

Zimmer hinaus und über die Lande, über die Grenze hinaus, zu dem Vater des Kindes ... als ihre Gedanken den Weg dahin gegangen waren und dann wieder zurückgefunden hatten, schüttelte sie den Kopf und dann antwortete sie: „Nein, ich will es nicht sehen. Wozu?"

Der Arzt sah die zwei Päckchen Briefe neben sich auf dem Tischchen liegen, das rosarote und das blaue.

Mit dem Ellbogen bedeckte er sie, wie zufällig, und schob sie langsam aus den Augen der Frau.

Nach einiger Zeit frug sie: „Warum ist das Kind tot?"

Der Gefragte antwortete: „Ich weiß es nicht! Es hat vollkommen gesunde Glieder und eine gesunde Hautfarbe; es ist wohlgebildet; vielleicht haben es die Aufregungen der letzten Monate getötet ..."

Sie wiederholte: „Die großen Aufregungen ..." Sie sah hinaus ins Weite. Ihre Züge waren unbeweglich. Aber vor ihre Augen trat der erste Abschied vom Manne, dann ihre Reise ins Lazarett zu ihm, das erschütternde Wiedersehen, der qualvolle Transport nach Hause, die Tage und Nächte dauernde erschöpfende Eisenbahnfahrt, dann das schmerzdurchschüttelte Krankenlager des Mannes ... die bangen kommenden Wochen der Genesung ... der zweite Abschied und die Sorge um ihn im Felde und um das in ihr schlummernde Kind ... alles lebte sie noch einmal durch.

Nach einer Pause fuhr der Arzt fort: „Vielleicht ist es gut, daß das Kind nicht am Leben geblieben ist. Es wäre möglicherweise ein ewig nervöser Zeuge Ihrer Leiden und Aufregungen geworden, vielleicht ständig eine große Last und Sorge für sich selbst und für seine Eltern ... ein nervenschwaches Kind. Nach dem Kriege werden Sie ein gesundes Kind bekommen können, im Frieden, wenn Ihr Mann wieder da ist!"

Sie wiederholte: „Im Frieden ... wenn mein Mann wieder da ist!" Wieder schlossen sich ihre Augen und nur ihr Atem ging schwer in dem stillen Raume, in dem es nun fast dunkel war.

Nach einiger Zeit schüttelte sie energisch den Kopf und sagte: „Sie mögen recht haben, Herr Doktor. Ich darf nicht klagen. Ich bin eine Soldatenfrau!"

Unheimlich ruhig sagte sie das und dann besprach sie mit dem Arzte alle

Anordnungen, die das Ereignis nötig machte ... Als der Arzt am späten Abend seinen Weg nach Hause schritt durch die stille, sonst so lebhafte Stadt, und ihm der Frauen so viele begegneten und so wenige der Männer und der Abend so dunkel war, in der sonst so hellfrohen Stadt und als er der Frauen Gewänder sah, dunkel, oft tief schwarz, da murmelte er: „Nicht nur die Männer schlägt der Krieg. Die Frauen schlägt er und die Kinder."

Am anderen Morgen sprang ihm wie eine Leuchtkugel aus der Zeitung, schwarzumrandet, der Name des Hauptmanns in die Augen. „Auf dem Felde der Ehre starb an der Spitze seiner Kompagnie ihr Hauptmann, nachdem er, von einer schweren Verwundung kaum geheilt, zur Front zurückgekehrt war. Er war der Besten einer. Das Regiment." –

Auch der Vater des toten Kindes war tot!

– –

Es log der Arzt ein paar Wochen lang der einsamen Frau alles mögliche vor von einer Briefsperre aus dem Feindesland. Er ließ keinen Brief in das Zimmer der Frau gelangen, den er nicht mit den Angehörigen untersucht hatte. Er kontrollierte die Zeitungen, die an sie gelangten und er gestattete keinen Besuch bei der Wöchnerin.

Zu keiner Operation und zu keinem Schwerkranken und zu keinem Sterbenden, die seine Hilfe begehrten, ging der Arzt in den nächsten Wochen so herzklopfend und so bang, als zu der Soldatenfrau, deren Mann tot war und deren Kind tot war und deren Leben tot war ...

Das Märchen vom toten Vater

Freunde des gefallenen Offiziers nahmen sich seiner jungen Witwe und ihres vierjährigen Kindes warm an.

Sie ließen sie gar nicht zum Bewußtsein ihres Verlustes kommen. In den ersten Wochen und Monaten.

Aber das blasse, kleine, zierliche Kind frug oft seine Mutter nach dem Vater. „Wo ist der Vater? Er soll kommen!"

Da mußte die Mutter immer neue Märchen ersinnen, die dem Kinde erzählten, w o der Vater ist, und die dem Kinde erzählten, w a n n er wiederkommt, und die ihm erzählten, w i e er wiederkommt.

Über Weihnachten nahmen die Freunde mit ihren Kindern die junge Witwe und das Kind mit in das schneebegrabene, kleine Gebirgsdorf.

In dem stillen Häuschen wurden die Weihnachtsbäumchen geputzt. Der bleichen jungen Witwe und ihrem Kinde wurde ein eigenes Bäumchen beschert.

Die Kinder der Freunde und das kleine Offizierskind spielten um die Bäumchen mit all den kleinen Geschenken.

Die Großen saßen am Tische und versuchten eine vergessende Unterhaltung am Weihnachtsabend.

Die Aufregung der Kinder webte sich fort in ihre Träume, als sie zu Bette lagen. Sie träumten von Lichtern und Soldaten und Schiffen und Puppen und waren unruhig.

Während draußen die stille Weihnachtsnacht über die Berge sich breitete und die schneebedeckten Tannen sich im schweigsamen Walde leise wiegten, schlugen die Herzen der Kinder in ihren Betten unruhiger als sonst.

Aber es war stille in dem einsamen, warmen Hause.

Ob wohl die Erwachsenen schliefen? Oder ob ihre Herzen unruhig pochten und sie wach im Bette lagen — —wer weiß es?

Sicher ist, daß in dieser Weihnachtsnacht des Krieges alle Herzen der Schlafenden anders klopften und andere Schläge hämmerten als sonst ...

Aber mitten in der Nacht hörte man durch das einsame Haus das Schreien einer kleinen, zarten Kinderstimme: „Wo ist der Vater? Der Vater soll kommen ...!"

Und noch einmal rief das Offizierskind diese Klage ...

Dann hörte man die Mutter des Kindes ein Märchen erzählen, mitten in der Weihnachtsnacht in dem einsamen Hause im Gebirge, vom Vater: „Wo er sei und wann er wiederkommt und wie er wiederkommen wird."

Und alle anderen Schläfer des einsamen Hauses wurden wach und hörten das Märchen durch die dünnen Wände dringen und hörten der Mutter zu, die das Märchen erzählt vom Vater, der nicht wiederkommt.

... In dieser Weihnachtsnacht schlief niemand mehr im Hause. Aber die Frauen hielten die Hände ihrer Männer fest in ihren Händen während der ganzen Nacht ...

Und drüben erzählte die junge Witwe mit zitternder Stimme das Märchen vom toten Vater.

Das Büble

Das Büble, das überall hat mitgenommen werden wollen. Es ließ sich nicht halten und ist freiwillig mit in den Krieg gezogen.

Es war das einzige Kind seiner Eltern und sang schön zur Laute und war der frohesten Studenten einer und war achtzehn Jahre alt.

Klein und schmal von Wuchs hatte es sogar eine Brille auf der Nase. So saß es still am Ende der Kneiptafel seiner studentischen Freunde.

Aber man hörte seine helle Stimme heraus unter den singenden, auch grölenden Bundesbrüdern. Fein und zierlich und warm.

Dann auch setzte sich das Büble bisweilen auf die Lehne seines Kneipstuhles, so daß es größer aussah, und lächelte wie ein Kind.

Man reichte ihm die Gitarre, und nun sang sein Mund und sein Herz so fröhlich und lieb, daß alle aufhorchten:

Die rauhen Bundesbrüder auf der Kneipe oder auch die Mädchen alle, die großen und die kleinen, draußen im Walde, wenn man zu einem Ausflug hinausgezogen war, oder in seiner Heimat, in der kleinen Stadt am fernen, blauen See, wenn aus seinem Studentenstübchen des Abends sein Sang aus den Fenstern hinabfloß.

Dort sang das Büble am schönsten, zu Hause bei seiner Mutter, in der Heimat. Für die Mutter brauchte es gar nicht zu singen. Es brauchte nur da zu sein, und sein Dasein war ein Sang und eine Freude für das Haus am blauen See in der kleinen Stadt.

Es ist verständlich, daß die Mutter gar erschrocken und ihr Herz für einen Moment stillgestanden war, und daß auch der Vater sich verblaßte, als das Büble sich bei Kriegsausbruch sofort freiwillig gemeldet hatte. Ja, schon gemeldet hatte, ehe er es den Eltern nur mitgeteilt hatte.

Der erste eigenmächtige Schritt des wohlbehüteten Büble.

Mit dem ersten Glockenschlage der tönenden Zeit trat er, wie alle seine Bundesbrüder, an. Die alten, rauhen, harten, wie die zarten, jungen.

Der Stabsarzt maß das Büble und untersuchte es und sagte: „Sie sind zu klein und sehen schlecht. Sie kommen nicht mit. Sie studieren ja Medizin. Gehen Sie doch mit den Sanitätern oder studieren Sie erst noch ein paar Semester. Dann können Sie als Unterarzt dienen."

Da reckte sich das Büble in die Höhe, stramm, wie es ja schon mit dem Schläger auf der Mensur gestanden hatte, und sagte: „Nein, Herr Stabsarzt. Ich will als Soldat hinaus. Wie die anderen."

Und als am Abend hundert Mann zu einem Zuge der Freiwilligen zusammengestellt waren, waren es hundertundein Mann. Denn das Büble hatte sich dazugeschmuggelt und ging nicht mehr aus der Kaserne.

Da mochte wohl die Mutter Nächte hindurch still für sich geweint haben. Da mochte der Vater sich stellen, als ob er schliefe, um nicht die weinende Frau trösten zu müssen oder gar zu zanken, je nachdem ihm — dem Arzte — es das Rätlichere zu sein schien.

Denn er selbst hätte heulen mögen bei dem Gedanken, daß das zarte Büble hinausziehen solle, das kaum größer und schwerer war als das Gewehr, das er tragen mußte samt dem Tornister. Sein Sohn, den er in seine eigene ärztliche Tätigkeit einführen wollte; dermaleinst.

Nun waren sie allein im einsamen Hause am blauen See; der Vater und die Mutter. —

Der Tornister drückte das Büble nieder. Und doch hatte er noch seine Laute mitgeschmuggelt in sein Gepäck.

So schwer mochte auch die Zeit auf dem Herzen der Mutter liegen, wie der Tornister auf dem Rücken des Büble.

So schwer, so zentnerschwer.

Das Büble trug seine Last über die Grenze in das Feindesland. Es schritt neben den ungeschlachten Männern seines Regiments mit weit ausholenden Schritten einher, die Brille unter der schweißtriefenden Stirne, so daß durch die trüben Gläser nichts zu sehen war von Weg und Steg . . .

Der Vater eilte in der Heimat als Arzt von Haus zu Haus, von einer kranken Frau zur anderen, von einem Kinde zum anderen, oder zu

alten Männern – die jungen Männer waren alle fort im Kriege –, oder er ging von Bett zu Bett der Verwundeten im Lazarett.

Die Frau aber saß zu Hause, allein, und strickte und stellte Pakete zusammen für die Soldaten drüben im Feindesland und auch für ihren Soldaten, das Büble – – wie viele Tränen da mitzogen, wie viele Seufzer, wie viele Liebe an ihr einziges Kind, ihr Alles. –

Man hörte nichts mehr von dem Büble.

Niemals mehr.

Neben seinen Kameraden war der kleine Soldat in stockdunkler Nacht über eine Brücke marschiert, einen Steg – die Wasser gurgelten schwarz, links und rechts – in Frankreich. Man marschierte unter dem Eisenhagel der Franzosen stundenlang durch das nächtliche Land, über Brücken, durch Sümpfe, dann waren Neger aufgetaucht, Senegalneger, man raufte mit ihnen mit dem Bajonette und schlug sich durch, immer vorwärts, wer sah noch den Nachbarn, wer hörte noch den Kameraden ... Große liefen neben den Kleinen, einer neben dem anderen ... da fiel einer, da schrie einer, vorwärts; das Büble immer mit, schlug mit, schoß mit, schrie mit, einer von Tausenden ... die Wasser gurgelten ... man hörte nichts mehr und sah nichts mehr vom Büble ... dem kleinen Kameraden.

Der große Kamerad hatte ihn in der dunklen Nacht noch neben sich auf der Brücke gesehen, wie er sich mühte, Schritt mit ihm zu halten ... die Phantasie eines anderen Kameraden hatte ihn aufgespießt gesehen von einem riesengroßen Senegalneger. Der Tritt eines solchen Negers konnte genügen, so ein Büblein zu zermalmen ... wer weiß, was mit ihm geschehen war? Das hatte dieser Soldat, als er einen Tag in Urlaub zu Hause in dem kleinen Städtchen war, der Mutter des Büble erzählt.

Er saß in seinen schweren, groben Stiefeln, breit und fest, auf dem Plüschstuhl der guten Stube bei Vater und Mutter des Büble; sein Tornister lag dreckig auf dem Teppich des Bodens, und so erzählte er von den breiten, scharfen Messern der Bajonette und schilderte, wie die Neger zustoßen und wie sie das Bajonett wieder aus dem Leibe des Erstochenen herausziehen, so ... und so ..., und wie sie grinsen ... all das erzählte

er und er aß von dem dicken Butterbrote und trank den heißen Kaffee und den Schnaps mit Behagen ... und wie eine Bildsäule mit offenem Munde und tränenlosen Augen in dem schneeweißen Gesichte sah die Mutter des Büble den Soldaten an ... da griff die Hand ihres Mannes zart, wie schuldbeladen, ihre Hand und hielt sie fest, und der Soldat erzählte von dem schmutzigen Wasser, das so unheimlich gurgelte neben dem geländerlosen, schmalen Stege ...

Das Büble blieb verschwunden. Verschollen. „Vermißt", wie man den Eltern mitteilte.

Es klingt ein Studentenlied: „Der Sang ist verschollen, der Wein ist verrauscht."

Das Büble war verschollen, verrauscht.

Wie ein Sang.

Nun aber können wir nicht denken, daß der Sang verschollen ist und verrauscht. Denn es leben die Mutter des Büble und sein Vater.

Wir sagen: „Sie leben."

Kann aber das ein Leben genannt werden, wenn eine Mutter Tag für Tag, Stunde für Stunde, und Nacht für Nacht an ihr Büble denkt? Das nicht da ist? Das nirgends ist?

In keinem Bett und in keinem Quartier.

In keinem Lazarett und in keiner Kaserne.

In keinem Gefängnis und in keinem Gefangenenlager.

Nicht unter der Erde, ein paar Meter tief begraben.

Nicht über der Erde, marschierend und atmend. Oder doch vielleicht im schmutzigen Wasser, das dahingurgelt, heute wie gestern ... ob es nicht friert in dem Wasser, das Büble? Ob es warm genug angezogen ist? Ob es nicht ruft nach der Mutter, dem Vater?

Nirgends soll es sein, das Büble, gar nirgends! Das gibt es nicht!

Überall könnte es sein! Überall?

Nein, die Mutter lebte nicht, auch nicht der Vater: zerflossen nach allen Himmelsrichtungen vegetieren sie, und wie von dem Kerne einer Flamme Strahlen ausfluten nach allen Seiten, so strömten entkörpert nach allen Richtungen ihre Gedanken.

„Wo bist du, Büble?"

Wie irrende Sonnenstrahlen durch jedes Ritzchen sich stehlen und auf dem Boden herumflackern, und die Wände hinaufkriechen und durch die Löcher des Daches und der Türe hinauszucken und in die Keller hinabfließen und wieder herauf — —so suchten die Gedanken der Mutter, nimmer rastend, das Büble, ihr Kind. Im Wasser, unter der Erde, eingeklemmt irgendwo, oder lebend im Feindesland in einem Gefangenenloch, in der afrikanischen Wüste, in einem Lazarett, bist du wirklich über die Brücke gefallen und im Wasser erfroren oder ertrunken, warum hat man kein Geländer errichtet, man wußte ja, daß du nicht gut siehst, vielleicht war deine Brille angelaufen und da hast du den Rand des Steges nicht sehen können? Die Mutter sah ihr Kind im Wasser liegen und ihre ganze Liebe strömte dahin, nach jenem dunklen Wasser in Frankreich, zu ihrem Kinde: es zu holen, es zum Leben zu erwärmen. Sie zog ihm die schmutzigen, nassen Kleider vom Leibe, trocknete dieselben, legte ihn ins warme Bett, brachte ihm heißen Tee, mit Zucker und Rum, rieb ihm die lieben, kleinen Füße, die Beine, ach Gott, wie strampelte das Kind mit den Beinchen, als es ganz klein war, ihr Büble — —

Dann riß es die Frau vom Stuhle auf, auf dem sie wie eine Bildsäule gesessen hatte, — sie sprang auf, die Arme erhebend, die Finger spreizend: „Wo bist du, Neger, Scheusal, Ungeheuer, Teufel, wo bist du? Ich will dich erwürgen mit meinen Händen; meine Arme werden dich festhalten, daß du nicht zustoßen kannst, stoß nur zu, Ungeheuer, wenn du kannst, ich halte dich fest, daß dein Bajonett nicht stoßen kann, du Teufel, in den Leib meines Büble, in den zarten, weichen, behüteten Leib — mir gehört er, nicht dir, niemandem als mir ... weg mit dir, du Scheusal ..." und sie stieß ihn fort, daß er taumelte und sein grinsendes, schwarzes Gesicht mit den dicken roten Lippen zu Boden schlug. Und siehe da, wo der Neger gestanden, erhob sich lächelnd ihr Büble, lebend, leichten Schrittes auf sie zugehend, wie David hervortrat hinter dem toten Goliath.

Tag für Tag, Monate für Monate, ja, ihr Mütter, erschauert und erbleicht und verwünscht diejenigen, die solch Ungeheuer-

liches zuließen, – Jahr für Jahr kämpft die Mutter um ihr Büble. Kein Grab, in dem sie ihr Kind schlummern weiß.

Tausend Blumen wachsen im Garten, am See, ungepflückt; im Frühjahr die Schneeglocken, die Narzissen, die Schlüsselblumen, die Veilchen; die Rosen im Sommer, Jasmin an der Laube da hinten, in der das Büble so oft am Abend gesungen; und ein Glas des Seeweines blinkte im Glase. Der Wein ist verrauscht, – ungepflückt bleiben alle Blumen und verwelkend, die das Grab des Büble zieren könnten.

Kein Bett, in dem sie das Kind gepflegt weiß, vielleicht verwundet – – einfach nicht mehr da und doch da ...

Denn es ist da, so lange sie es nicht tot oder irgenwo lebend weiß, ihr Büble. Verwundet – ihr Herz schreit auf – „bist du in Afrika in der Mordsonne und -glut und darfst nicht schreiben?" Ein heißer Schreck kommt über sie und sie weckt den Mann an ihrer Seite in der stillen Nacht, daß diesem der Schweiß auf die weißgewordenen Haare des Kopfes tritt: „Höre, Mann, wo irrt unser Büble umher? Vielleicht liegt es irgendwo in einem Lazarett und weiß nicht mehr, wie es heißt; denn es hat einen Schuß im Gehirn?" Sie hat so etwas Ähnliches in einer Zeitschrift gelesen. „Es hat seinen Namen vergessen und unsere Stadt und auch die Ärzte können von ihm nicht erfahren, wer er ist. Dort liegt er seit Monaten, Jahren, und wir liegen hier im Bett, im warmen Bett, und unser Kind sehnt sich nach uns und kann nicht schreiben, nicht sprechen, nicht sagen, wer es ist. – – Steh auf, Mann, wir wollen durch die Lazarette gehen und ihn suchen! Steh auf, wir wollen schreiben, an alle Instanzen, daß man ihn suche – noch lebt vielleicht unser Büble und wir kümmern uns nicht um ihn – –"

Der Mann macht zitternd Licht und streichelt die Frau mit seiner feuchten Hand.

„Sei ruhig, liebe Frau, heute, werde ruhig! Morgen wollen wir schreiben ..."

Sie aber entwindet sich seiner Hand und steht auf und geht im Hemde hinüber ins Zimmer des Büble.

Dort steht sein Bett, frisch überzogen, und wartet auf ihn.

Dort hängen Schläger und Mützen des Studenten.

Dort hängt die Gitarre an der Wand, mit vielen lustigen, farbigen Bändern.

Und dort liegt aufgeschlagen das Kommersbuch, wie der Student es hatte liegen lassen nach seinem letzten Sange. Am letzten Abend, ehe er fortgezogen, hatte er gesungen und Laute gespielt, der junge, frohe Student.

Vor dem Tisch mit dem Liederbuche sinkt die Frau nieder in den Stuhl. Durchs nächtliche Zimmer rauscht ein Sang von wahnsinniger Sehnsucht und Verzehrung nach dem Kinde; von fürchterlicher Verzweiflung der Ohnmacht; von Wut und Haß gegen diejenigen, die solches Leid zuließen, ja verursachten: Staatsmänner, Kaiser, Präsidenten, von der Hölle ausgespiene Ungeheuer. Eine verzweifelte Wut gegen die Nacht, die ihr Kind blind gemacht hatte, gegen die Brücke, gegen die Welt, gegen Gott.

Da senkt sich ihr Haupt schwer auf das aufgeschlagene Buch und ihre aufgelösten Haare bedecken die Blätter des Buches und ihre heißen Tränen nässen die Buchstaben: „Der Sang ist verschollen— —"

Dann ist es still in dem kleinen Hause am blauen See der kleinen Stadt, ganz still... Deutschland, du armes Büble, du singendes Büble, wo ist der Sang:

„Der Sang ist verschollen, der Wein ist verrauscht."

Aber die weinenden Mütter kommen nicht zur Ruhe; sie kommen nicht zur Ruhe, niemals, bis zu jenem Tage, da herangewachsen sind die Büble, die tausend und abertausend Büble der Frauen, der Mütter der Verschollenen — Männertritte dröhnen, und — hört ihr ein Singen? — mitten unter den donnernden Männertritten, stolz das Haupt, marschiert das Büble...

Wohlauf, Freunde. Sein Bild wollen wir bekränzen. Büble, du unser Symbol, Büble du, die Sehnsucht von uns Alten, Büble du, die Wehmut unserer Mütter, Büble du, der Stolz der Jungen. Büble, Symbol, Sehnsucht, Wehmut, Stolz, Zukunft, Vorbild.

Deiner gedenken wir: Jetzt, wie immer. Du unser Büble.

Wenn man in den Himmel kommt

Zur Operation vorbereitet lag der schwer verletzte Soldat im Bette des Lazaretts.

Vor zwei Tagen hatte ihm im Sturme gegen den Feind eine Granate den Leib zerfetzt.

Die Krankenträger hatten ihn in dunkler Nacht auf dem blutdurchtränkten Acker aufgelesen und ins Feldlazarett gebracht. Dort hatte man ihm seine schwere Wunde notdürftig mit Binden bedeckt, ohne ihm die Kleider vom Leibe zu nehmen. Nach vielen Stunden erst wurde er mit vielen anderen Verwundeten auf hartem Karren, auf stundenlangem Wege hinter die Front ins Lazarett gebracht.

Hier, wo mehr Ruhe herrschte, hatte man dem frierenden, ausgebluteten, bleichen Manne erst die Kleider, die vom Blute bretthart geworden waren, vom Leibe geschnitten. Vorsichtig hat man ihm die gleichfalls bretthart gewordenen Binden mit der Schere vom Körper geschnitten, so daß man diese steif gewordenen Binden aufrecht, wie ein Paar Schäfte braunroter Stiefel, auf den Boden stellen konnte.

Zarte Schwesternhände wuschen den Mann, dem in den paar Tagen ein wirrer Stoppelbart ins blutleere Gesicht gewachsen war.

Auf den zerrissenen, von den Granatsplittern geöffneten Leib hatte man große weiße Kompressen von Mull gelegt.

Nun lag der Soldat im sauberen Bette. „Famos, famos!" murmelte er.

So lag er da, wohlvorbereitet, um endlich dem Arzte zur sorgfältigen Versorgung seiner grausigen Wunden zugebracht zu werden.

Er hatte die Augen geschlossen und lag still da.

Da war der Geistliche an sein Lager getreten. Er setzte sich auf einen Stuhl neben das Bett. Dann begann er zu sprechen: „Mein lieber

Freund! Bald wirst du operiert sein. Auch das muß noch überstanden werden. Gott hat dich sichtlich behütet bis auf den heutigen Tag. Er hat dich nur vom Tode streifen lassen. Nun wird der Arzt und die ärztliche, menschliche Kunst dich der Heilung zuführen. Es wird die schwere Operation, die dir bevorsteht, dich gesund machen. Harre aus, mein Sohn, und vertraue auf Gott und die Ärzte! Du wirst nichts spüren von der Operation, denn man wird dich einschläfern. Und wenn du erwachst, wirst du gerettet sein. Und es wird dir nach all dem Entsetzlichen, das du erduldet hast, der Himmel neu erblühen auf Erden. Solltest du aber — wider Erwarten — nach der Operation dein irdisches Leben beschließen, wider alles Erwarten, mein Sohn, dann erwartet dich der Himmel in all seiner Glorie und seinem Frieden und seiner Ruhe. Dort wirst du die ewige Ruhe finden und den Frieden nach all dem Schrecklichen, das du erlebt und erlitten hast. Dieser Gedanke wird dir Trost sein. Aber das steht bei Gott und mit Gottes Hilfe wollen wir vertrauen, daß du lebst. Behüte dich Gott, der Allmächtige und seine himmlische Güte ... Gottes Himmel steht dir offen, mein Sohn."

Der schwerkranke, ausgeblutete, fiebernde Mann, dessen blutleeres Gehirn die Worte des Geistlichen kaum aufzunehmen imstande war, vernahm diese wohlgesetzten, eindringlichen Worte des Geistlichen wie das Plätschern eines Brünnleins. Er hatte die Augen geschlossen und da war es ihm, als fließe leise, unaufhörlich ein Wässerlein vorbei, oder war es das fließende Blut des Nebenmannes und Kameraden auf dem Acker, der neben ihm verblutete in vielen, vielen Minuten ... war es der Sand, der von der Brustwehr des Schützengrabens herabrieselte, ständig herabrieselte infolge der Erschütterung des Bodens durch die einschlagenden Granaten? Er war so müde und nicht einen Pulsschlag schneller schlug sein Herz bei diesen Worten des Geistlichen.

Auch war sein Hirn betäubt von dem Schlaf und Ruhe bringenden Morphium, das man ihm unter die Haut ins Blut gespritzt hatte.

Er empfand keinen Schmerz, er hörte kein Donnern und Brüllen der Geschütze, obwohl ihr Grollen in der Ferne dumpf bis hierher tönte. Er verspürte nicht mehr die eisige Kälte des harten Ackerbodens, auf dem er

stundenlang gelegen hatte, und auf ihm lastete nicht mehr die brettharte Kleidung, die sein geronnenes Blut zu einem Panzer um ihn gewandelt hatte. Eine große Gleichgültigkeit war über ihn gekommen. Schmerzlos, ach wie schön! „Famos! Famos!" Dies seltsame Wort kam leise von seinen Lippen.

Nur ein Wort klang in ihm nach aus der Rede des Geistlichen: „Himmel, Himmel!" Der Himmel stand ihm offen, von dem nicht mehr stundenlang die todbringenden Wölkchen der Granaten herunterfielen. Blau, fast weiß sah er über sich den friedlichen Himmel.

Nach einiger Zeit öffnete der Mann die Augen ein wenig.

Da saß neben ihm die Krankenschwester und streichelte ihm mit zarten, weichen Fingern die haarige, rauhe Hand.

Ach, wie das wohl tat! Diese saubere, weiß gekleidete, junge, schöne Schwester! Wie ein Engel saß sie neben ihm.

Welch berauschender Geruch von ihr ausstrahlte! Ein himmlischer Duft strömte von ihr in sein Gesicht, so daß seine Nase tief Atem holte, ihn einzusaugen. Blumen, duftender Garten, Heimatgeruch, Frühling, Weib, Liebe ... alles floß zusammen in ihm. Ach, hat es das überhaupt einmal gegeben? Ja, ja, vor einer Ewigkeit, dort, zu Hause, in seinem Gärtchen, bei seiner jungen Frau. Monate lang, Jahre lang vorher.

Monate lang hatte er unter der schmutzigen Erde gelebt, umgeben von dem Geruche der Ratten und den schmutzigen Kameraden im Unterstande. Tage und Nächte hindurch hatte der Wind den Brodem verfaulender Leichen vor dem Schützengraben auf ihn zugeweht, widerlichen süßen Geruch, der sich an alles geheftet hatte. Jeder Brocken Brot schmeckte danach, jede Speise, jeder Trank roch nach Ratten, Fäulnis, Leichen.

Und nun neben ihm diese himmlische Gestalt mit dem Dufte jungen menschlichen Fleisches, weiblicher Haut ... Ach ja, in der Kirche daheim, da hatte es so gerochen ... Weihrauch, die Kirche stieg vor ihm auf und die erste heilige Kommunion, da er neben dem Altar gestanden hatte, ringsum weiß gekleidete Mädchen und über ihm die Decke der Kirche mit dem gemalten blauen Himmel, mit weißen Wölkchen, weißen Sternen, gegen die sich der weiße Hauch des brennenden Weihrauchs in zarten Wölkchen

bewegte ... Kirche und Heimat, Blumen und Garten und Frau und Kinder tauchten auf in dem Hirne des Mannes und fast wie Schmerz bohrte sich in seine überempfindlich gewordenen Nerven der Geruch des weiblichen Wesens neben ihm am Rande des Bettes.

Wunschlos und doch von wollüstigem Sehnen durchzogen lag er da, mit geschlossenen Augen, und er fühlte keinen Schmerz in seinem zerrissenen Leibe.

Nun sprach die Schwester zu ihm, dem Glückseligen: „Freuen Sie sich, Sie Armer! Es wird bald überstanden sein. Sie werden in der Narkose gar nichts spüren. Wir haben ja den berühmten Professor als Operateur in unserem Lazarett und seinen tüchtigen Assistenten. Wir haben einen großen, schönen Operationssaal, alles ist so gut eingerichtet, hier ein paar Stunden hinter der Front. Der Herr Professor wird in wenigen Minuten die Granatsplitter herausgeholt haben, dann wird alles schön zugenäht und wenn Sie aufwachen, ist alles wieder, wie es vor der Verwundung war. Dann bleiben Sie noch ein paar Wochen bei uns und dann fahren Sie nach Hause, gesund und geheilt ..."

Der Soldat trank diese Worte wie heißen Wein. Diese weiche Stimme ... ein paar Wochen diese Worte hören, diesen Duft riechen dürfen ... sein Gefühl, sein Geruch, sein Ohr ... alles trank den Zauber der Erscheinung neben ihm.

„Und dann fahren Sie nach Hause." Vor ihm stiegen auf seine Frau, sein Gärtchen, die Blumen, die Heimat ... Seine große, derbe Hand preßte sich fest um die zarte, weiche Hand der Schwester, die ihn streichelte.

Dann sagte sie: „Wenn Sie aufwachen, werden Sie wie im Himmel sein. Sie werden gar nicht glauben, daß Sie schon operiert sind. Sie werden anfangs vielleicht sogar böse sein, ob denn nicht die Operation bald beginne. Und Sie sind dann schon operiert! Alles ist vorbei. Wie im Himmel werden Sie sein."

Wie im Himmel! Wieder drang das Wort in das Gehirn des Mannes.

Die Schwester stand auf und entfernte sich leise aus dem Zimmer. Sie begegnete den Sanitätssoldaten auf dem Gange, die kamen, den Mann zur Operation zu holen. Sie flüsterte diesen im Vorbeigehen zu: „Der

arme Mann! Er wird es kaum überstehen! Sein ganzer Leib ist zerrissen."

Die Sanitätsleute hoben den Soldaten behutsam mit kräftigen, geschickten Händen aus dem Bette und trugen ihn in den Operationssaal.

Das war ein großer runder Saal mit vielen Fenstern. Diese reichten vom Fußboden bis fast an die Decke. Aus dickem Glase verfertigt, so daß das Licht von allen Seiten hereinströmte. Auch die Decke war aus Glas, so daß das Weiße des Himmels herabfloß. Aber sie hatte noch Platz, große Lampen zu tragen, die elektrische außerordentlich weißes Licht gebende Kerzen trugen. In der Mitte des Raumes stand der Operationstisch, aus weiß lackiertem Eisen, überdeckt von schneeweißen Linnen. Auch die spärlichen Wände des Raumes waren weiß in Ölfarbe gestrichen. Ebenso die Instrumentenschränke, Waschschüsseln, Eimer.

Man legte den Soldaten vorsichtig auf den Operationstisch.

Der Professor trat mit der Schar seiner Assistenten an den Tisch.

„Na, lieber Kamerad," sagte er zu dem Kranken. „Sie werden gar nichts spüren. Wenn Sie aufwachen, ist alles vorbei. Sie haben dann auch vor den verdammten Franzosenkugeln Ruhe, die in Ihrem Leibe noch rumoren." Der Arzt war ganz in Weiß gekleidet. Ein weißer Operationsmantel hüllte seinen Körper vom Halse bis zu den in weißen Gummischuhen steckenden Füßen ein. Eine weißleinene Mütze bedeckte sein Haupthaar, selbst sein Gesicht samt dem Barte war mit einer weißleinenen Binde bedeckt, die nur die Augen freiließ. Seine Hände steckten in weißen, leinenen Zwirnhandschuhen. Ebenso waren die Assistenten gekleidet und die Krankenschwestern.

Der Professor nahm dem Verwundeten den Verband vom Leibe und erklärte den Assistenten die Verletzung und den Operationsplan.

Einer dieser Ärzte trat zu Häupten des Soldaten und senkte langsam die weißleinene Narkosenmaske auf sein Gesicht.

Da umfaßte das Auge des zu Operierenden noch einmal den Raum. Dort stand der Professor, eine lange, schneeweiße Gestalt vom Kopf bis Fuß, aus dessen großer Umhüllung nur, wie zwei funkelnde Sterne, die Augen leuchteten. Daneben die anderen Ärzte in weißen Kitteln, die Kranken-

schwestern ... der ganze Raum mit weißen Menschen gefüllt, wie ihm schien ... weiß der ganze Raum um ihn, weiß das Licht aus den Fenstern, aus der Decke die Helle des Himmels, der Wolken. Ja, dort an einer Wand, groß und weiß am Kreuze hängend der Heiland, kerzengerade, das Haupt etwas geneigt, mit tiefen Augen ihn ansehend ... da senkte sich langsam die weiße Narkosenmaske auf sein Gesicht, so daß ein letztes weißes Flimmern in sein Gehirn zog. Die Arme wurden ihm schwer, jetzt die Füße, ein süßer Geruch des Chloroforms und Äthers zog in seine Nase, sein Herz schlug heftig gegen die Brust, müder Schlaf senkte sich in sein Gehirn. Während Tropfen für Tropfen des Narkosemittels auf die Narkosenmaske fiel und den Kranken langsam von der Erde loslöste, fühlte er nur noch die Weiche der zarten Hand der Krankenschwester, die seinen Puls fühlte, und wirr klangen noch in der Dämmerung seiner Seele die letzten Worte in seinem Bewußtsein, die der Geistliche, die Schwester, der Professor gesprochen hatten, vom Himmel, in dem er sich befinden würde.

Hie und da noch ein dumpfer, ferner Donner an sein Ohr ... den er gewohnt war seit vielen Monaten, das Dröhnen der weit in der Ferne polternden Kanonen ... ein leises Sausen und Plätschern, wohl von der Wasserleitung im Zimmer oder vom Blute der Kameraden ... wieder ein Donnern ... ein Gefühl des Fliegens, alle Glieder waren ihm gelöst, ein Fliegen empor zum Himmel, losgelöst, leicht, fesselos ... und jetzt ein gewaltiger Donner, ein fürchterliches Krachen in der himmlischen Ruhe, dann Totenstille ...

Totenstille ...

Ein leichtes Frieren durch den Körper, ein Schauer ...

Dann ein leichtes Klappern, es waren seine Zähne, die vor Kälte aneinanderschlugen ...

Er suchte nach Wärme.

Welche Zeit war verstrichen, Sekunden, Minuten, Stunden, Monate ...? Da versuchte er langsam den Kopf zu erheben. Von seinem Gesichte fiel die Narkosenmaske und schlug hart auf den Boden. Die Augen wurden ihm frei, er versuchte sie zu öffnen. Es gelang schwer; die Lider

lagen wie Steine fest auf seinem Gesichte. Mit Mühe hob er die Lider, langsam, schwer .. er sah nichts. Nur eine blendende Weiße traf seine empfindlichen Augen, die ihn schmerzte. Er schloß die Augen, um sie bald wieder zu öffnen. Er sah weg vom weißen Himmel, um sich.

Wo war er?

„Himmel, ach, Himmel."

Himmel ringsum. Ruhe, unendliche Ruhe.

Kalt, Weiß, nur ein leises Pochen und Hämmern in ihm.

Das war sein Herz, das schlug.

Eisig kalt sein Leib.

Seine Hände starr, festgebunden, unbewegbar. Über ihm kein Dach, um ihn die Leere. Niemand zu sehen, nichts. Keine Engel, kein Gott, keine Menschen, keine Bäume, keine Erde.

„Bin ich im Himmel?" dachte er. „Ja, ich bin im Himmel, wie man mir gesagt hatte. Das ist der Himmel. Die Seligkeit, die Ruhe."

Tief atmete der Soldat und noch einmal tief und dann schloß er die Augen wieder.

Da zog wieder ein Frieren durch seine Haut, bis ins Tiefste seines Leibes. Er schauerte. „Ist das der Himmel? Ist das die Seligkeit?"

Mühsam bewegte er den Kopf ein wenig zur Seite. Sein Auge blickte zu Boden. „Was ist das?" Unter und neben ihm am Boden lag ein Engel. Wirklich und wahrhaftig ein schlafender Engel ... wie er der Schwester ähnlich war! Schneeweiß das Gewand, schneeweiß das Gesicht, mit großen offenen Augen, aber ohne Flügel.

Der Engel schlief. Er aber war im Himmel. Er war gestorben.

Nun hob er die Augen vom Boden empor. Von Kindheit her gewohnt, wollte er die Hände zum Gebet falten. Es gelang nicht. Schwer, wie festgebunden waren ihm die Hände. Seine Arme strafften sich, die Hände über die Brust zu falten.

Er lag langgestreckt auf dem Tische und wollte seine Arme sehen, da sah er auf seinem Leibe Schlangen liegen, jetzt bewegen sie sich wie Schlangen ... ein Grausen faßte ihn.

Er wandte die Augen weg, zur Seite. Da starrte ihn von der Wand

her der Heiland an, das Bild des tausendmal gesehenen Erlösers. Aber blutigrot der ganze Heiland, voll von Blut, den Kopf und den Körper schief geneigt, als ob er ihn spöttisch ansehe und auf ihn niederfallen wolle, und hinter dem Heiland trat jetzt eine blutrote Welle von Feuer hervor und blendete seine Augen, daß sie schmerzten. Er mußte vor dieser höllischen Erscheinung die Augen schließen. Diese unheimliche Erscheinung!

Das war wohl die Sonne im Himmel, so nahe war er ihr gekommen? Oder verbirgt sich Gott selber hinter dieser Sonnenglut?

Des Mannes Herz schlug schneller und gewaltiger vor Erregung und sein Atem ging tiefer und tiefer und fegte das Narkosegift aus seinen Lungen. Nun war er imstande, um sich zu sehen.

Ja, waren denn alle im Himmel?

Dort lag ein menschlicher Körper auf dem Boden, da lag ein Arm, dort lagen Beine und Füße, hier fließt ein blutigroter Bach auf dem Boden. Wieder versuchte er, die Hände frei zu bekommen. Er hob den Oberkörper ein wenig. Da krochen die Schlangen, blutig rot und blau auf seinem Leibe hin und her.

Seine Augen erstarrten im Grausen. Sein Ohr ertrug die Stille nicht mehr. Er horchte angespannt, ob er nicht Töne höre im Himmel, in den er gelangt war.

Nichts konnte er vernehmen.

Es wurde ihm etwas wärmer, die Sonne brannte senkrechter auf seinen Leib wie Feuer, ringsum entdeckte sein Auge hie und da Balken und Glasflächen, ein Entsetzen faßte ihn: „Vielleicht bin ich in die Hölle gekommen!"

Solches Grausen kann nicht im Himmel sein. Und siehe da, auf einmal starrte ihn ein blutiges, bärtiges Gesicht an, ein grausiger Kopf dort aus jener Schüssel. In dem weißen Marmorbecken lag der Kopf eines bärtigen Mannes. War das nicht der Professor, oder Johannes der Täufer? Und nun sah er überall ringsum blutige Hände, Füße, Leiber, wie er es oft in der Kirche auf Bildern der Hölle gesehen hatte.

Ach Gott, ach Gott! War er in die Hölle gekommen? Warum? Was hatte er verbrochen? Hat denn das Entsetzen gar kein Ende?

Ist das der Frieden, das die Ruhe des Himmels, die man ihm verheißen hatte?

Da sah er überall, auf dem Boden, auf seinem Leibe, Sterne glitzern. Tausende von Sternen, kleine und große, die in der Sonne glitzerten wie Glas.

Eisige Kälte fuhr über seinen weit geöffneten Leib vom Himmel herab, über die blutigroten Muskeln, die bloß lagen.

Der Hals war dem Manne wie zugeschnürt. Ihm war, als ob ein schwarzer Neger ihm die Kehle zuwürge, fest, fest, ein Höllenteufel. Er wollte schreien, rufen; er konnte nicht.

Mit einer unendlichen Kraftanstrengung, endlich, endlich bekam er den Teufel los vom Halse und er schrie, fürchterlich gellend durch den leeren, weiten Raum.

„Wo bin ich? Himmel, Himmel, wo bin ich. Bin ich im Himmel? Kommt, kommt, schnell, Frau, Kinder, kommt. Gott, Gott, Gott!"

Ein verzweifelter Schrei, ungehört, ein Schauer von Kälte und Furcht, entsetzlicher Angst fuhr durch das Herz des Soldaten.

Dann wurde er still. Totenstill. . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Heeresbericht verlor sich folgende Notiz unter vielen anderen, wichtigeren: „Durch eine Fliegerbombe wurde der Operationssaal des Lazaretts in M. hinter der Front völlig zerstört. Der leitende Arzt, die Assistenten, die Schwestern wurden sämtlich getötet. Auf dem Operationstisch fand man einen schon teilweise operierten Soldaten in tiefster Ohnmacht mit geöffnetem Leib. Er ist das einzige menschliche Wesen, das verschont am Leben blieb."

Der Mund

Die Leiche des jungen Fliegerleutnants lag aufgebahrt in der Halle des Garnisonsfriedhofes.

In voller Uniform lag er auf dem Paradebette. Die geschmeidigen Glieder des jungen Körpers zeichneten sich wie ein antikes Bildwerk durch die straff anliegenden Kleider ab. Die Hände steckten in weißen Lederhandschuhen. Den Kopf bedeckte die Offiziersmütze. Sie war über die Stirne herabgezogen und reichte fast bis an die geschlossenen Augenlider. Der steife, hohe Kragen des Uniformrockes ragte bis zum Kinn empor. Man sah von dem Gesichte des toten Offiziers wenig mehr als die Wangen, die Nase und den Mund.

Den Mund vor allem. Um ihn zog sich eine seltsame Falte. Ein ganz besonders eigentümlicher Zug, der immer wieder den Blick der Besucher auf sich zog. Wobei zu bemerken ist, daß eine ungewöhnlich – oder gewöhnlich – große Zahl von Frauen und Mädchen die Leiche besuchten; es mag außer Beantwortung bleiben, ob es der rätselhafte Tod des berühmten Fliegers war, der das Publikum anzog, oder die schlanken straffen Glieder des schönen jungen Mannes ... niemand von den Besuchern konnte sich dem Locken des rätselhaften Mundes entziehen.

Es wußte aber auch niemand, daß der Regimentsarzt all seine Kunst aufgeboten hatte, den mit seinem Flugzeug aus mehr denn tausend Meter Höhe abgestürzten Leutnant, dessen Brust und Leib zu einer unförmlichen Masse geworden war, zu einer menschlichen Form zu gestalten; seltsamerweise waren die Beine gut erhalten geblieben. Insbesondere mußte der Arzt seine Kunst daran üben, den geborstenen Schädel zu einem Kopf zurückzugestalten. Denn Gehirn, Zunge, Ohren .. waren in alle Winde zerspritzt, als man den Körper aufgehoben hatte.

Darum auch hatte man bei der Aufbahrung der Leiche die Mütze so tief

über den Kopf gestülpt und sie seitlich über die Ohrengegend gezogen. Die feine Nase konnte der Arzt noch zu einer normalen Form gestalten, aber mit dem Munde hatte er sich in stundenlanger Filigranarbeit abmühen müssen, der des jungen Mannes ganzes Wesen im Leben umschlossen hatte. Menschlicher, wie ärztlicher und künstlerischer Kunst gelingt es nicht, die Seele einzufangen, wenn sie sich in einem Organ festgelegt hat.

Dem Arzte war der Mund des Leutnants von vornherein aufgefallen. Die wohlgeformten, schmalen feinen Lippen waren völlig unversehrt geblieben von dem gewaltigen Sturz. Die Oberlippe war von zarten blonden Härchen bedeckt, fast wie Kinderflaum. Voll von Sehnsucht, oder Liebe, oder Spott, oder Ironie, oder war es Verzweiflung, Versprechung, Lockung? War es Hingabe oder Entfernung, eingelöstes Versprechen, Trotz? Der Mund der Monna Lisa tauchte in dem an seiner Kunst verzweifelnden Arzte auf, als er sich immer wieder von neuem abquälte, dem Munde des Toten eine harmonische Gestalt zu geben. Seltsam — — die Lippen waren völlig erhalten geblieben, das Körperliche — aber dem Arzte ward deutlich, daß er eine Seele hätte schaffen müssen, um dem Mund zum Leben zu verhelfen.

War es diese mühselige Arbeit des Arztes, die die Beschauer anlocken mußte, fühlten diese vielleicht doch die Seele des Arztes selbst, die er hingegeben hatte in der Arbeit und dem Bemühen, den unsterblichen Teil des Toten festzuhalten, getrieben von einem Zwange, der jede menschliche Seele zu einer anderen drängt, und die unsterblich ist?

Genug, dieser Mund des toten jungen Mannes lebte einzig und allein an dem Körper und zog alle Augen und Seelen an sich und verdrängte ebenso viele Gedanken der Beschauer, wie er neue und seltsame, unbewußte erzeugte.

Nun war es, als ob der Mund sprechen, wehmütig etwas sagen, tiefstes Geheimnis künden wolle, aus der Ewigkeit drüben, von der niemand etwas weiß, von der jedermann bang etwas wissen möchte: der Mund, die geheimnisvolle Pforte in den menschlichen Leib, dessen stets verschiedene Züge eines jeden Menschen Innerstes offenbart oder andeutet oder zur Fragestellung auffordert.

Wollte dieser Mund erzählen von der einsamen Höhe da droben, wo er zum letzten Mal die Luft eingezogen hatte? Tausend Meter über den Menschen, tausend Meter über einem einzigen Menschen, vor dem er vielleicht geflüchtet war, der Sonne entgegen? Oder wollte er erzählen von eisiger Kälte da droben in den letzten Wolken, zu denen er geflogen oder geflohen war, um Kühlung einzusaugen, die innere Glut zu dämpfen?

Oder lag eine Frage auf den schmalen Lippen über die letzten Rätsel der Welt? Lag ein Wunsch auf ihnen? Eine Sehnsucht? Eine Anklage? Ein Trotz? Eine tiefe Wehmut? Genug, eine Welt von Rätseln bot der Mund — der Mund, der doch einzig ein Nichts war, eine Öffnung, ein Mysterium....

Es konnte den Besuchern der Leiche nicht entgehen, daß zu Füßen des Körpers ein kleines Veilchensträußchen lag, das auffallend abstach von einem großen Kranze mit Palmzweig und Blumen, der eine Schleife trug mit der Aufschrift: „Unserem schneidigsten Flieger! Das Regiment" und von vielen anderen Kränzen. —

Vorgestern war ein Telegramm der Tageszeitungen angeschlagen gewesen: „Der Fliegerleutnant Fritz Scholz ist heute morgen aus zwölfhundert Meter Höhe mit seinem Flugzeug abgestürzt. Der Körper war zur Unkenntlichkeit zerschmettert. Das Flugzeug ist total zertrümmert. Da das Wetter ungemein günstig, das Flugzeug erprobt, Scholz einer unserer sichersten, allerdings tollkühnsten, Flieger war, die zahlreichen militärischen Zuschauer des Fluges keinerlei Besonderheiten während des Aufstiegs bemerken konnten, kann die Ursache des Unglücks nicht festgestellt werden."

Frau Olga Esser las diese Depesche vor der Tafel jetzt schon zum zehnten Male. Um sie herum drängte sich die neugierige Menge. Leute kamen und gingen, stießen sich und sie, bedauerten den jungen Mann und gingen an ihr Tagwerk.

Noch immer stand Frau Olga dort. Und leise wiederholte sie: „Die Ursache konnte nicht festgestellt werden."

Die Sonne flimmerte in ihrem goldbraunen Haare, von dessen Fülle sich viele Löckchen unter dem Hute vordrängten. Ihr geschmeidiger, schlanker Körper bebte und ihre graublauen Augen mit den blonden Wim-

pern irrten immer wieder von einem Worte der trockenen Mitteilung zu dem anderen. Allmählich wurde sie von der Tafel weggedrängt. Wie nachtwandelnd ging Frau Olga die Straße entlang und irrte ein paar Stunden lang durch die Stadt, bis sie sich schließlich zu Hause in ihrer Wohnung fand. Sie saß beim Mittagessen am Tisch des Speisezimmers mit ihrem Manne und den zwei Kindern von fünfzehn und elf Jahren. Ihr Mann, der beschäftigte Kaufmann, las nach Tisch die Mittagszeitung bei einer Zigarre, noch am Eßtische sitzend, während Frau Olga den Kindern Äpfel schälte. Jetzt las er laut die Nachricht vom Fliegerunglück vor. „Sieh, der arme Scholz! Das ist doch der nette junge Offizier, mit dem wir beim Künstlerfestball waren, wo er dir so sehr den Hof gemacht hat? Schade, er war ein netter Kerl. Ja, das Fliegen scheint doch nicht so einfach zu sein, Olga?" Er wartete keine Antwort ab, zog mit Behagen an seiner Zigarre und ging in Gedanken an sein Geschäft aus dem Hause.

Wie hatte er gesagt, der kleine nette Leutnant, ein paarmal? „Olga, wenn du mich nicht mehr magst, dann stürze ich mich ab!"

Zum ersten Male an eben jenem Abend auf dem Balle, von dem ihr Mann erzählt hatte. Fritz hatte sie in dem vollen Ballsaale verloren und lange gesucht und endlich in einer verschwiegenen Loge gefunden, beim Sekte, vergnügt mit einem bekannten Maler plaudernd und scherzend.

Da hatte sie lachend erwidert: „Geh, du Dummerl, warum soll ich dich nicht mehr mögen? Du bist übrigens viel zu jung, um dein Leben so wegzuwerfen. Du bist so jung, du wirst eine andere haben, wenn du mich nicht mehr hast."

Er blieb still und ohne Lachen an jenem Abend.

Ein andermal, er glaubte wieder Grund zu haben, daß sie ihm nicht allein gehöre, hatte sie gesagt, lachend wie immer, und ihn mit ihren graugrünen Augen ansehend: „Ich sage dir immer wieder, ich kann nicht lange bei einem und demselben Manne bleiben. Ich muß Abwechslung haben — ich sage dir das ganz ehrlich. Ich bin auch so ein luftiger Flieger, wie du, mein kleiner Vogel." Dem jungen Manne war es da heiß geworden, das Blut schoß ihm ins Gesicht, als er erwiderte: „Nein, Olga, ich bin kein Flieger, ich bin es nicht. Das Fliegen ist etwas ganz anderes, ein Beruf,

etwas Eroberndes, Geheimnisvolles, es ist nichts Luftiges, wie du dir das vorstellst. Das Fliegen ist etwas Schweres, Schwerfälliges, Mathematisches ..." und nun erklärte er ihr den Reiz und die Kunst des Fliegens, kurz alles, was junge stets lehrbedürftige Männer ihren Frauen und Mädchen gerne aufklärend sagen. Das langweilte wohl Frau Olga und sie schloß ihm den Mund mit heißen Küssen. Er küßte sie mit seinem seltsamen, schönen Mund mit den schmalen Lippen und dann sagte er: „Olga, ich liebe dich so warm und tief ... sage das nicht mehr, daß du Abwechslung brauchst! Verlasse mich nicht, schicke mich nicht weg, niemals ... ich stürze mich ab, Olga, wenn du das tust ... bah, wer weiß dann danach, ob es ein Unglücksfall war."

Seine Stimme klang so ernst, daß Olga einen Augenblick stutzte; dann lachte sie aber wieder; wie oft schon hatte sie solche Tragik der jungen Männer erlebt, mit der sie stets lachend fertig geworden war.

Ein alterprobtes Rezept gegen solche Schwermutsanfälle hatte sie bereit, indem sie sich auf seinen Schoß setzte und ihn küßte. Auf die Stirne, die Augen, dann auf den Mund. Sie nahm seinen schwärmerischen Kopf in ihre beiden Hände, sah ihm lange in die Augen, in welchen sich ihre eigenen Katzenaugen spiegelten, und langsam näherte sich dann ihr Mund dem seinen und preßte sich fest auf seine Lippen, fest, immer fester, bis sich ihre Zähne berührten und ein Zittern ihre beiden Körper durchflutete ... des jungen Mannes Augen schlossen sich und nun sog sein Mund den süßen Atem ihres Mundes ein, ihre weichen üppigen Lippen, ihren ganzen Körper, Mund auf Mund.

„Gib mir deinen Mund, Fritz," sagte sie. ... Das war an einem späten Abend, nachdem sie zusammen die Oper Salome gehört hatten. „Deinen Mund will ich küssen, Jochanaan ... ich habe deinen Mund geküßt." Als sie im Auto zu zweien von der Oper wegfuhren, in ein Restaurant, hatte sich Olga an ihn gepreßt, so heiß, so brennend, so verzehrend, daß ihm, dem jungen Offizier bange wurde, und es summte in ihm und um ihn immer der tolle Sang Salomes: „Ich habe deinen Mund geküßt, Jochanaan." Er sah die silberne Schüssel mit dem anklagenden Kopfe des Johannes und der riesige schwarze Arm des Henkers, der die Schüssel aus

der Zisterne streckte, hob sich von der Straße draußen ins Auto bis an sein Gesicht, drohend, geheimnisvoll ... da war ihm bang geworden, im heißen atembeklemmenden Auto, ihm, von dem das ganze Regiment wußte, daß er der waghalsigste aller Kameraden war.

Er sah den fahlen Kopf des Johannes auf silberner Schale liegen, den Mund geöffnet zum Kusse und er fühlte die weißen kleinen Zähne Salomes und fühlte, wie sie sich festbissen an seinen Lippen ... da sank sein Kopf im Auto zurück und ihm war, als fliege er empor in den Himmel oder versinke klaftertief in die Erde ...

Des Leutnants Lippen schmerzten, so wund gebissen waren sie, und er sagte, das komme von der rauhen Luft dort oben in den Wolken und dem kalten Winde ... Und doch mußte er eines Tages und wieder eines Tages fühlen, daß der Mund seiner Geliebten nicht mehr so heiß küßte wie gestern, daß ihre Augen ihn nicht mehr so tief ansahen, wie gestern und vorgestern, und dann kam sie seltener zu ihm und manchmal blieb sie weg, wenn sie versprochen hatte, zu kommen.

Er schrieb die heißesten Briefe, die törichtsten Briefe und sehnte sich unsagbar zu ihr.

Seine Flüge wurden immer waghalsiger und kühner.

Überall wurde von diesen Rekordflügen gesprochen. Wenn ein neues Flugzeug erstand, ein neuer Typ, so war es selbstverständlich, daß Fritz Scholz ihn ausprobierte.

Frau Olga war stolz, wenn sie seinen Namen las, oder von ihm hörte. Aber sie lächelte mit ihm, wie man über ein kleines Kind lächelt, wenn er bei ihr war. „Mein kleiner Vogel," küßte sie ihn.

„Ich bin kein Vogel, Olga, sage das nicht ... küsse mich ... anders, nicht wie man ein Kind küßt!" Und er riß sie an sich und vergrub seinen jungen, heißen, frischen Mund in den ihrigen.

Da mochte sie ihn wohl wieder küssen, aber ein bitteres Weh durchzog ihn, ein wahnsinniger Schmerz: Das waren nicht mehr die Küsse von ehedem. Nach solchen Stunden mochte der junge Flieger mit fiebernden Pulsen im Auto an den Flugplatz rasen, sich in eine Maschine stürzen und aufsteigen, Sturzflüge ausführen, deren Tollkühnheit alles übertraf, was

bisher gesehen war. So mochte ein Abend gewesen sein oder eine Nacht, oder auch ein Morgen – die Liebe kennt keine Tageszeit – da Olgas Kuß ein wenig kühler, oder es mochte gewesen sein, daß der Duft ihres Leibes oder Haares einen Hauch fremder Haut an sich trug, ein ganz Geringes, ein ganz Unwichtiges, Unwägbares, vielleicht ein Nichts ... das aber hatte den jungen Mann fortgetrieben auf den Flugplatz, hinauf in die Lüfte, hundert Meter hoch, tausend Meter hoch, noch höher, immer höher, der Sonne entgegen, dem Himmel zu, aus der Welt hinaus in den freien Kosmos, ins Nichts, ins Alles ... er peitschte die Maschine, er preßte die Zähne aufeinander, die Lippen, so daß sich sein Mund schloß, wie ein Punkt ... dann öffnete er die Lippen, weit, sog die Luft, die eisigkalte, ein durch den weitgeöffneten Mund, wie eine Dogge atmet nach fürchterlicher Hatz auf den Hirsch, den Fuchs ... dann aber mag die Sonne, der Wind, wer weiß welcher Sturm, ihm die Lippen aufeinandergepreßt haben, so daß der Mund fest sich verschloß und nichts mehr Eingang fand in seinen Körper, nichts mehr eindringen konnte in seine Seele.

Ob er sich herabgestürzt, wer wird es je wissen?

Frau Olga Esser hatte noch an demselben Nachmittag, da sie die Todesbotschaft vernommen hatte, Veilchen gekauft und war in den Friedhof gefahren. Der Friedhofswärter ließ die elegante Frau, deren Glieder ein schwarzes Kleid eng umschloß, anstandslos mit ihren Blumen vor den Sarg treten.

Sicherlich hatte es Frau Olga auch hier leicht gehabt, einzudringen und ihre Blumen zu Füßen des Toten zu legen.

Die Sonne schien durch ein Fenster von Westen her. Die rote Abendsonne flimmerte durch das dichte blonde Haar der jungen schönen Frau und flimmerte durch den stillen Raum in tausend Strahlen. Sie spielte um die Gestalt des toten Fliegers. Die graublauen Augen der Frau Olga bohrten sich in das Gesicht des Toten und blieben auf seinem Munde haften.

Sie bohrten sich in die seltsame Erscheinung dieses Mundes, auf dem ihr eigener Mund so oft geruht und gelebt hatte. Und ihr Gehirn frug und frug und erheischte Antwort von diesem Munde ...

Diesem geheimnisvollen Munde.

Ihr war, als ob der Mund sprechen wolle. Wölbten sich jetzt nicht die Lippen? Formten sie sich zum Kusse? Spitzten sie sich zum Stammeln von Liebesworten? Wollten sie ein Geheimnis künden? Wollten sie klagen, anklagen, bitten, flehen, zürnen, drohen?

„Komm, küsse mich!" sprach das der Mund? „Sprich Liebes, Gutes, Warmes zu mir! Sage, daß du mich liebst! Nur mich! Mich allein!" Jetzt, etwas huschte über den Mund! Lachte er? Spottete er? Nein ... „was hast du aus mir gemacht!" das sagte der Mund.

„Sieh mich an," sprach er. „Meinen kalten Mund, der heiß war ..."

Da pochte das Herz der jungen Frau und sie schrie: „Sprich, sprich, Mund, sprich, rede ... warum bist du abgestürzt? Sprich! Hüteſt du ein Geheimnis? Sprich!"

Und plötzlich, fast lächerlich, erstand die Zeitungsnotiz vor ihr: „Die Ursache des Sturzes konnte nicht festgestellt werden."

Die trockene Stimme ihres Mannes, der diese Notiz vorgelesen hatte, die Zigarre in seinem Munde, tauchte in ihr auf. Voll Unbehagen, ja Ekel, das Heim mit dem Manne und den Kindern....

Aber in diesem Munde des Toten, voll von Stolz, der nicht sprach, niemals mehr sprechen wird, an dem ihre ganze große Macht zerschellte, der die viel größere Macht des Schweigens, des Verschweigens, des ewigen Geheimnisses besaß ... in diesem Munde war ihr ein Größerer erstanden, gegen den sie machtlos war, in all ihrer Kälte und all ihrer Wärme, in all ihrer Schönheit und in all ihrer Kraft.

Die Sonne sank allmählich und die Haare der jungen Frau erschienen nun aschblond und verloren ihre Glut. Auch das Gesicht des Toten wurde grau und Schatten huschten darüber, als ob der Mund selbst mit dem Lichte spiele, alles verscheuchend, als ob er lebe. Dann verschwamm der Mund in der Dämmerung und schwieg....

Am anderen Tage stand das Regiment des abgestürzten Offiziers in dem weiten Friedhofsgarten. Mannschaften und Offiziere umstanden den Sarg. Er war geschlossen. Die Angehörigen des jungen Leutnants standen

in seiner Nähe. Die Mutter (der Vater war tot), ein paar Schwestern, Verwandte.... Leute aus kleinem Stande, denen man ansah, daß der junge Offizier ihr Stolz gewesen war und ihre Hoffnung.

Zu ihnen trat der Kommandeur des Regiments in Galauniform. Er drückte ihnen die Hände.

Drüben, hinter den Soldaten, die den Sarg zu tragen hatten, stand eine kleine Menge von Menschen, vielleicht ein paar Freunde, Nachbarn der Familie und hinter ihnen Frau Olga Esser. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid, schwarzen Hut und stach nicht von den einfachen Leuten ab, unter denen sie stand.

Der Kommandeur sprach dann kurze knappe Worte: „Kameraden! Wir begraben unseren besten Flieger. Kein Wagnis war ihm zu schwer. Er unternahm es. Um jeden neuen Versuch bewarb er sich als erster. Alle Gefahren hat er durch seinen Mut überwunden. Und durch seinen Ehrgeiz. Er wollte es zu etwas bringen. Für sich, seine Familie, für das Vaterland. Sonst hielt ihn nichts fest. In den letzten Wochen mehr wie je stieg sein Eifer. Ein unbestimmtes Etwas zog ihn empor. Von der Erde weg. Eine Leidenschaft, die ihn das Leben für nichts achten ließ. So muß der Soldat sein. So diente er, diente er dem Vaterlande, starb er für das Vaterland. Das war ihm das Höchste, vielleicht das Einzige. Welcher Zufall ihn niederriß aus der Sonnenhöhe zum Tode ... wir wissen es nicht. Werden es nie wissen. Danach soll auch der Mann nicht fragen! Er ruhe in Frieden!"

Drei Salven ertönten. Man trug den Sarg zu Grabe.

Man warf Erde hinein. Die Offiziere, die Verwandten.

Drüben aber, an einen Baum gelehnt, stand Frau Olga. Sie starrte vor sich hin.

In ihren Ohren summte es: „Er starb für das Vaterland. Welcher Zufall ihn herniederriß ... wir wissen es nicht."

Sie flüsterte vor sich hin: „Wir wissen es nicht ..."

Ihre Lippen bebten, sie waren ihr heiß und trocken geworden. Ihr Mund zitterte, und nun fühlte sie auf ihrem Mund, dem eisig kalten, die heißen Lippen des toten Geliebten ... und nun wurden seine Lippen eisig

kalt auf den ihrigen, eisig kalt ... ein kalter Schauer zog von ihrem Munde durch ihr Herz, als ob sie eine Leiche geküßt hätte....

So oft Frau Olga auf dem Schoße eines Mannes saß oder den Kopf eines Mannes in ihre schmalen Hände nahm und sie den glühenden begehrenden Mund der Männer ansah und dann auf ihren Lippen fühlte ... immer und immer wieder wurden die Küsse eisig kalt und niemals mehr ward ihr ein warmer Kuß, so sehr sie danach dürstete und so sehr sie danach suchte.

Und gar oft waren solche Männer verwundert, wenn die schöne Frau Olga mit ihren graugrünen Augen – oder waren sie graublau? – ihren Mund ansah und der schönen Frau eigener, vielgeküßter Mund zitterte, als wolle er fragen: „Sprich! Sprich!"

In jedes Mannes Mund suchte Frau Olga die Antwort jenes stumm gewordenen Mundes: „Welcher Zufall hat dich herniedergerissen aus der Höhe zum Tode?"

Kein Mund hat ihr jemals Antwort gegeben.

Aber um ihren schmerzenden kalten Mund zur Wärme zu bringen, preßte Frau Olga ihren Mund auf den Mund vieler, vieler Männer und küßte die Männerlippen und biß der Männer Lippen mit ihren weißen kleinen Raubtierzähnchen, bis das Blut aus den Lippen der Männer sprang.

Das verzerrte Kreuz

Drei blutrote, lange, streifige Narben auf der weißen Bauchhaut des jungen Mannes leuchten wie ein verzerrtes Kreuz. Wie ein auf dem Rücken liegender Marmor in der Werkstätte des Bildhauers liegt der weiße Leib des jungen Mannes auf dem schmalen Operationstisch im Hörsaale der Klinik. Grell beleuchtet von den überhell weißen Lichtstrahlen, die messerscharf den Weg vorzeigen, den das Messer selbst gehen wird. Kalt, und wie zu Eis erstarrt, liegt der Körper da.

Aber die Augen des Marmorblockes mit den roten Streifen auf der weißen Bauchhaut zucken ständig. Die Augen sind dunkel, und wie ein zuckender Flügelschlag eines Vogels vibrieren die Augenlider auf und ab, ab und auf, und geben dem Marmorgebilde Leben.

Drei weiße Schalen stehen zu Häupten des Tisches. Die eine enthält einen halben zinnernen Suppenlöffel, einen armseligen Federhalter und ein Taschenmesseretui. Die andere einen langen, schmalen Kamm, dem viele Zinken fehlen, und wieder einen Suppenlöffel; die dritte einen langen gespitzten Bleistift.

Der Inhalt jeder dieser drei Schalen steht in Verbindung mit einer der drei roten, leuchtenden Narben auf der weißen Haut des jungen Mannes: den Suppenlöffel, das Futteral, den Federhalter hat der junge Mann vor ein paar Monaten, als er im Untersuchungsgefängnisse steckte, geschluckt, nachdem er mitten in den tollsten Zuckungen der revolutionären Stadt als Führender aufgegriffen worden war.

Da mußte man wohl den Mann mit dem intelligenten Gesicht, den nervös zuckenden Augen und diesen realen Dingen in Magen und Darm dem Arzte zuführen. Dieser schnitt ihm den weißen Leib auf und den Magen und den Darm und legte die der Welt wiedergegebenen Gefängnis-Utensilien, Löffel und Federhalter und Messeretui, in eine Schale. Es

wird sich wohl ein Rechtsstreit darüber entspinnen, wem diese Dinge als weiteres Eigentum zugehören: dem Staate als Gefängnisbesitzer; dem Studenten, der sie verschluckt und halb verdaut hatte; oder dem Chirurgen. Da die Gegenstände sich noch in der Klinik befinden, wie wir gesehen haben, wird der Streit noch nicht zum Austrage gekommen sein.

Vielleicht aus dem anderen Grunde, weil man erst abwarten will, ob sich nicht im Laufe der kommenden Zeiten die Gegenstände vermehren werden: denn in den anderen Schalen befinden sich ja wiederum (in der zweiten) ein staatlicher Suppenlöffel, ein Kamm mit abgebrochenen Zinken, dessen Wert nicht mehr allzuhoch eingeschätzt werden dürfte, und (in der dritten) ein ganz schöner, noch brauchbarer gespitzter Bleistift.

Denn es war so: nachdem der revolutionäre Student das erste Mal aus der Klinik entlassen worden war ohne den Suppenlöffel, das Futteral und den Federhalter, aber versehen mit einer rotleuchtenden Narbe auf dem Bauche und Narben am Magen, wurde er wieder in das Untersuchungsgefängnis gebracht. Weder der Aufenthalt dort, noch die zu erwartende Untersuchung und Bestrafung konnten ihm den Aufenthalt als besonders ersehnt erscheinen lassen. Dazu kam das nächtliche Glockengeläute der aufgeregten Stadt, das zum Sturme dröhnte, das Knattern der Maschinengewehre und das Grollen der Kanonen der revolutionären Menge, das in seine Zelle drang. Die Zelle war eng, die Sehnsucht, hinauszukommen, weit. Draußen redeten und schrien andere zitternde und nervenbebende junge Männer vor den leicht aufflammbaren Männern und Frauen der Stadt: das Zittern der zukunftserschauernden Menschen drang in die Zelle des jungen Mannes: hinaus! nur hinaus!

Strickleiter, Bestechung der Gefängniswärter ... ach Gott, das sind Märchenbilder. Ein zinnerner Löffel, ein Kamm durch den Mund, die Speiseröhre hinab, in den Magen ... und wer da meinte, als er im Gewühle der sturmdurchtobten Stadt einen Krankenwagen zur Klinik fahren sah, daß ein kugelverwundeter Kämpfer darin läge, der war in einer Täuschung befangen: der Wagen fuhr den jungen Studenten mit seinem Löffel und Kamm im Magen, mit seiner Narbe auf der Haut zu der ihm schon wohlbekannten Stätte.

Wieder lag er, still wie eine weiße Statue, auf dem Operationstisch. In den Sälen ringsum lagen Handgranaten-Verletzte, Maschinengewehr-Verwundete, die mit der roten Binde um den Arm ausgezogen waren, und andere, die politische Führer niedergeschossen hatten; politische Führer selbst, die solchen Kugeln anheimgefallen waren. Revolutionsopfer aller Art.

Er aber, der junge Student, lag im weißen Saale, mit einem Löffel und einem Kamme im Magen. Still im äußern, ohne Wimmern. Neben seine erste Narbe setzte der Arzt mit scharfem Schnitte eine zweite rote Wunde und schnitt den Magen auf und den Darm und gab den unverdaulichen, gefährlichen Inhalt, das staatliche Eigentum — bestehend aus Löffel und Kamm — dem Lichte zurück. Und nähte wieder zu. Und wie ein schiefes Kreuz schnitten sich die beiden Narben auf der Bauchhaut des jungen Mannes.

So tat der Chirurg. Das war seines Amtes. Er schnitt und nähte und sprach nichts. Aber er dachte daran, ob nicht der junge Mann, und mit diesem Hunderte und vielleicht Tausende von jungen Männern dieser übererregten Zeit, mit ihren zitternden Augen in die nebenanliegende Klinik gehörten, wo der Kollege von der Psychiatrie seines Amtes waltete?

Aber es war seines Amtes, den geheilten jungen Mann wieder in das Gefängnis zu entlassen, nachdem er hergestellt war.

Aber siehe da, nach einigen Wochen wurde der junge Mann wieder gebracht. Nun hatte er einen Bleistift geschluckt. Denn, als man den zweimal operierten Häftling dem Untersuchungsrichter zugeführt und man vorsichtigerweise alles staatliche, schluckbare Eigentum aus seiner gefährlichen Nähe verbannt hatte, hatte er ruhig nach der Hand des Untersuchungsrichters gegriffen, die den Bleistift führte; er hatte den schön gespitzten Bleistift ohne Zaudern in den Mund gesteckt und ruhig — mit gewohnter Sicherheit — hinuntergeschluckt.

Der Arzt aber, im weißen Kittel, sah, als er den dritten Schnitt neben die zwei noch rotglühenden Narben der früheren Schnitte setzte, ganz deutlich und gegenständlich und zwingend die Gestalt seines verehrten psychiatrischen Kollegen neben sich stehen, weit die Arme ausbreitend, wie Mephisto

im „Faust": „Her zu mir!" Schon hatte er ihn klassifiziert, als typischen Revolutions-Psychopathen.

Und heute, da der Chirurg den jungen Mann den Ärzten vorstellte, während die drei Schalen mit dem öfters erwähnten Gefängniseigentum den Kopf des nervös zuckenden jungen Mannes umgaben, erschienen plötzlich die drei Narben auf der weißen Statue wie ein rotes verzerrtes Kreuz.

Da war es den Ärzten, die den Sturm der Stadt miterlebt und tief in die zuckenden Seelen zu sehen viel, ach allzuviel, Gelegenheit gehabt hatten, als ob dies verzerrte Kreuz ein Stigma sei der verzerrten Zeit. —

Es fand keine Diskussion in dem sonst diskussionsfreudigen Ärztekreise statt.

Den Ärzten allen brannte das Kreuz in Herz und Hirn: Das Kreuz der Schwärmer, Phantasten, die stoisch alles Leid unserer verzerrten Zeit tragen und es einbrennen den leicht beweglichen und leicht zu entflammenden Männern und Frauen. Dieses verzerrte Kreuz tragen Tausend und Tausende von leicht leitbaren, aufblickenden Menschenkindern mit schwieligen Fäusten und kindlichen Herzen.

Aber allen Menschen, die berufen sind, das Leid der Mitmenschen und der Gegenwart zu mildern, das Leiden des blutenden Staates zu lindern, muß klar sein, daß dieser Typ der Revolutionszeit von den vorsorgenden Ärzten des Staates nicht ins Gefängnis zurückgeführt werden dürfe, wo er wieder wertvolles staatliches Material vernichten könnte, daß er vielmehr in das große, schöne, mit „allen Errungenschaften des zwanzigsten Jahrhunderts ausgestattete" Haus nebenan geführt werden müsse, wo der psychologische Kollege des harten, schneidenden Chirurgen amtet!

Denn es handelt sich darum, die nervös zuckenden Augen und Herzen der Menschen zu behandeln und zu beruhigen. Nicht aber darum, lebensgefährliche chirurgische Operationen am lebenden Leib des schönen Menschen auszuführen in infinitum!

Vom Verfasser Dr. Max Nassauer sind unter anderem erschienen:

1. Schöngeistige Bücher

Der gute Doktor. Ein Bilderbuch. 9. Auflage. Verlag Braun & Schneider, München.

*) **Der Arzt der großen und der kleinen Welt.** Novellen. 2. Auflage. Verlag O. Gmelin, München.

Sterben, ich bitte darum. Novellen. Verlag O. Gmelin, München.

*) **Die Hohe Schule für Ärzte und Kranke.** Novellen. 2. Auflage. Verlag O. Gmelin, München.

Pasmis. Novellen. Verlag Carl Reißner, Dresden.

Das Nessushemd. Roman. 3.—5. Tausend. Verlag Carl Reißner, Dresden.

Soldatenfrauen. Novellen. Verlag Carl Reißner, Dresden.

Die Doktorschule. Novellen. Verlag O. Gmelin, München. 5. Aufl.

2. Medizinische Bücher

Des Weibes Leib und Leben. 5. Auflage. Verlag E. H. Moritz, Stuttgart.

Gebirge und Gesundheit. Verlag Lammert, München.

Der moderne Kindermord und seine Bekämpfung durch Findelhäuser. Verlag Kabitzsch, Leipzig.

Neuzeitliche Findelhäuser? Verlag Kinderfreistatt, München, Prinzregentenstraße 54.

Fruchtabtreibung und Findelhäuser. Referat auf dem Deutschen Ärztetag 1925. Kostenlos zu beziehen vom Verfasser.

---

*) Vereinigt in: Die Doktorschule.

cherei Kray
UARIAT & SORTIMENT
BERLIN
HIM FRIEDRICHSTR 44

COUNTWAY LIBRARY
HC 2PGM 8

t.5909
Doktorsfahrten von gestern und 1926
Countway Library
AJI5751
3 2044 045 160 033

t.5909
Doktorsfahrten von gestern und 1926
Countway Library
AJI5751
3 2044 045 160 033